H
1738

von Halder
N. 5129.

Der
Pfarrer zu Friedstadt
und
seine Nachbarn.

Oder
Gespräche
über
die gegenwärtigen
Zeitläufte.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

1793.

Innhalt:

Von dem Ursprung der bürgerlichen Gesellschafften; von den Rechten und Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen; von Steuern, Zehenden und andern Abgaben; von dem Unterschied der Stände; von Freiheit und Gleichheit; vom bürgerlichen Gehorsam; wie auch von der Verfassung unseres deutschen Vaterlandes.

An einem Sontagsabend macht' ich einen Spaziergang um die Mauern unseres kleinen Städtchens. Mein Geist war tief herabgestimmt von seiner natürlichen Heiterkeit. Die Geschichte unserer Tage beschäfftigte mich mehr, als sonst. Das Feuer des Krieges, das kurz zuvor nur noch an den Grenzen unseres geliebten Vaterlands wütete, hatte nun auch einen Theil desselben ergriffen. Ein Freund schrieb mir, daß auch Maynz dem Schiksal nahe sey, fremder Gewalt zu unterliegen. Die Ersten und Mächtigsten Glieder unseres grosen vaterländischen Bundes, die sich vereiniget hatten, gegen einen angekündigten ungerechten Krieg sich zu vertheidigen, kämpften nicht mit dem erwünschten Waffenglük. Die sämtlichen Stände des Reichs waren im Begriff, zwischen Krieg und Frieden zu wählen. Die Wahl des

Kriegs schien wahrscheinlich. Gefahr von aussen war mehr, als nahe. Die Aussicht für die Zukunfft mußte beunruhigend seyn. Bange Sorgen für mein liebes Vaterland, für meine gute Nachbarn und Mitbürger, für mich, und mein Weib und meine Kinder belasteten mein Herz.

O! welcher gute Bürger, der sein Vaterland, seine Mitbürger, sein Weib und seine Kinder liebt, seufzt nicht nach Erhaltung, nach Wiederherstellung der Ruhe und des Friedens. Ihn können Vortheile, die er, ungewiß, ob sie ihm nur erreichbar sind, in weiter Ferne sieht, nicht irre machen. Das gewisse Gute: Ruhe, Friede, Sicherheit, wagt er nicht ans Ungewisse. Fremde Beispiele vermögen ihn nicht zu reizen. Denn er vergleicht unpartheiisch die Umstände der Fremden mit den seinigen. Die Wahl zwischen einem ruhigen, friedlichen Leben, und den Stürmen innerlicher Unruhen wird ihm nicht schwer.

So tröstete ich mich mit der Hoffnung, doch die innerliche Ruhe meines Vaterlandes erhalten zu sehen. Aber ich konnte

mir

mir demohngeachtet die Gefahren nicht verbergen, welche uns droheten. Selbst unter meiner Gemeinde waren einige, die, wie ich gewiß wußte, nach neuen Dingen trachteten. Sie hatten von dem Freiheitskampf unserer Nachbarn jenseits des Rheins gehört, von Aufhebung der Abgaben, von vollkommener Gleichheit und Freiheit.

Diese schöntönenden Worte gefielen ihnen. Aber sie verstanden sie nicht. Freiheit, meynten sie, erlaube jedem zu thun, was ihm gefalle, ohne zu bedenken, daß eine solche Freiheit die menschliche Gesellschafft bald gänzlich aufheben und zerreissen würde. Gleichheit, stellten sie sich vor, hebe allen Unterschied der Stände und des Vermögens auf, ohne die Nothwendigkeit dieses Unterschieds zur allgemeinen Glükseligkeit in Betrachtung zu ziehen. Die Aufhebung der Abgaben hielten sie für die leichteste Sache von der Welt, aber sie dachten nicht daran, daß das allgemeine Beste öffentliche Anstalten und Dienste erfordern, welche immer einen grosen Kostenaufwand nothwendig machen, und daß dieser, wenigstens grösten theils,

nur durch die Beiträge der Bürger bestritten werden könne.

Sie, die unbekannt sind mit der Geschichte, und nie selbst bürgerliche Unruhen erlebt haben, sahen die Gefahren nicht ein, welche damit verbunden sind. Sie glaubten, das gehe alles so seinen Gang, wenn nur recht viele einerlei Sinnes wären. Aber sie sahen die Unglüklichen nicht, die der Bürgerkrieg in entfernten Gegenden mordete. Sie sahen die verlassenen Hütten nicht, woraus Furcht, und Mangel und Elend den armen Bewohner verjagte. Sie sahen die verödeten Felder nicht, für die im Gewühl der Unruhen keine Hände sich fanden, um sie umzubauen! Sie sahen die Wittwen nicht, die über die Leichname ihrer hingewürgten Gatten in Thränen zerflossen, sahen die Waisen nicht, die vergeblich ihre Hände ausstrekten nach ihrem Ernährer!

So dachten sie denn auch nicht daran, zu überlegen, ob die Gefahr, all' dieses Elend über sich zu bringen, weniger bedeute, als der Gewinn, den sie durch die gewünschte Veränderung der Dinge zu erhalten hofften.

Ich

Ich kannte meine Leute gut. Einige waren brave, ehrliche Männer, die wohl wußten, was dem gemeinen Wesen nuzen und frommen könnte. Aber die grosen Worte hatten sie verführt. Ein Paar davon wären auch gern Vorsteher gewesen, waren aber in der Wahl durchgefallen, und da waren sie unzufrieden. Andere aber waren von Natur unruhige und nach Veränderungen begierige Köpfe, und wieder andere hatten das Ihrige verschwendet, und hofften, wenn's unruhig hergienge, im Trüben fischen zu können. Andere waren mit der Obrigkeit unzufrieden, wegen Strafen, die sie verdient hatten, oder wegen gerechten Urtheilen, die gegen sie ergangen waren. Sie wünschten sich zu rächen. Im Ganzen waren's ihrer kaum zwanzig. Aber sie machten mir doch Sorge, theils um ihrer selbst willen, theils um der Ruhe unseres friedlichen Städtchens willen. Ich wünschte mir Gelegenheit, sie in einem freundschaftlichen Gespräche eines bessern belehren zu können.

Und,

Und, siehe da! sie ward mir auf meinem Spaziergang. Ich näherte mich der Linde nahe am Thor. Ich hörte mehrere sehr laute Stimmen. Ich kam ganz nahe, und alles verstummte, denn es fehlte nicht viel, so wären sie einander in die Haare gerathen.

Da sassen denn unter der Linde: **Peter**, mit einer Zeitung in der Hand — ein gescheider, aber unruhiger Kopf. — **Michel**, **Wilhelm** und **Georg**, drei leichtsinnige Hauswirthe, von welchen ich wußte, daß sie schon von Säkeleeren und Beutemachen gesprochen hatten. **Hanns** und **Heinrich**, die gerne Bürgermeister geworden wären. **Philipp**, ein Prozeßkrämer, der einen ungerechten Prozeß erst kurz rechtmäsiger Weise verloren hatte, und noch dazu gestraft worden war. **Wendel** und **Bernhard**, zwei wohldenkende, friedliebende Bürger, und Gerichtsleute. Einige andere hatten, wie ichs in der Ferne bemerkte, ruhig und stille zugehört. Sie liesen sich auch mit mir nicht ein.

Ich trat hinzu und redete sie an.

Erstes

Erstes Gespräch.

Pfarrer. So eifrig im Gespräch, meine Freunde?

Wendel. Ein wenig! Ja! Herr Pfarrer. Wir lesen da die Zeitung zusammen — vom Krieg, und von den Franzosen, wie sie alles neu einrichten in ihrem Land zum Besten des Bürgers- und Bauersmannes — und wie sie in Deutschland vorrücken, und überall Freunde finden —

Bernhard. Und da meynten die da (auf Peter, Wilhelm, Michel und Georg deutend) es wäre wohl gut, wenn sie auch zu uns kämen, und wenn's bey uns auch so gienge, wie bey ihnen —

Peter. Aber haben wir nicht recht, Herr Pfarrer? wenn's nur seyn könnte — Unsern gnädigsten Fürsten — und unsere liebe Obrigkeit in Ehren gehalten — 's ist doch eine schöne Sache, wenn alle gleich sind, und jeder

thun darf was er will, und nicht mehr geben, als ein Bagatell vom Morgen Ackers —

Wendel. Da meynten nun wir, ich und Herr Bernhard, es sey eben mit dem Ding nicht gleich so geschehen — das könne Blut kosten, wie bey unsern Nachbarn. Unsere Abgaben seyen ja nicht unerschwinglich, und Recht werd' uns ja gesprochen in der Ordnung —

Philipp. Und das wollt' ich ihm nicht glauben — wer weißt besser, als ich, wie's hergeht? Unter uns gesagt Herr Pfarrer — Wir dürfen ja offenherzig mit ihnen reden?

Pfarrer. Je offenherziger, je lieber! Wer mit mir spricht, darf sich dr'auf verlassen, daß ich ihn nie verrathe.

Hanns. Und 's gmeine Wesen, Herr Pfarrer, könnt' auch wohl eine Verbesserung leiden —

Henrich. Ja! und daß es bey der Bürgerschaft nicht nach Paßionen gienge —

Wendel. Und darnach geht's nicht! sag' ich und hab' ich gesagt — 's geht alles nach Recht und Billigkeit —

Henrich. Hm! wenn wir's nicht besser wüßten!

Wendel. Ey! was! das wär' — — —

Pfarrer. Ereifert Euch nicht, lieben Freunde! ich sehe nun wohl, wie euer Gespräch so hitzig werden konnte —

Bernhard. Ja! Herr Pfarrer, das ist nicht alles — der Herr Wendel da und ich,

wir

wir wünschten eben Ruh und Frieden — und meynten, wenn's zu Unruhen käme, und wir müßten uns wehren gegen Gewalt, und wenn's auch gut gienge, daß wir mit der Zeit ein paar Batzen Schatzung weniger zahlen müßten von unsern Aeckern, wenn wir sie vielleicht vorher drey oder vier Jahre wüst liegen lassen mußten — was uns denn das viel helfen werde? und was uns die Gleichheit frommen könne, wenn wir todgeschlagen werden — da seyen wir dann freylich alle gleich — und auch frey — aber unser Weib und Kind vielleicht auch ermordet, oder von Haus und Hof gejagt — unsere Häuser verbrannt und verwüstet —

Wendel. Darum hielten wir dafür — was wir haben, wissen wir gewiß, aber nicht, was wir bekommen würden, und was wir vielleicht vorher verlieren müssen? drum sollten wir nur fleißig beten:

Für Krieg und Blutvergießen,
Für Aufruhr und Zwietracht,
Behüt' uns, lieber Herre Gott!

Bernhard. Und da las Meister Peter ein lateinisch oder französisch Wort aus der Zeitung heraus — ich kann's nicht behalten —

Peter. Aristokraten heißts —

Bernhard. Ja! und das sagt' er, seyen wir, und anders — Demikraten glaub' ich —

Peter. Ja! Ja! Demokraten —

Bernhard. Und das sagt' er, seyen sie — er nehmlich, und die andern, die's mit ihm

hielten — und sie hätten Recht — und uns könn' es auch noch übel gehen — und da wurden wir freylich noch hitziger —

Pfarrer. Wundert mich nicht, meine Freunde — Man wird leicht am meisten hitzig, wenn man nicht recht weißt, worüber man streitet. Denn, gesteht mir's nur offenherzig, ihr wißt's doch nicht recht, was ein Aristokrate und ein Demokrate ist.

Georg. Warum nicht? der Aristokrate ist ein Edelmann, und der's mit den Edelleuten hält; und ein Demokrate, das ist der Bürger und Bauer —

Pfarrer. Das dacht' ich mir wohl, daß ihr's euch ohngefähr so vorstellen würdet. Wenn man gewisse Parthien damit benennen will, so habt' ihr auch so ganz Unrecht nicht. Aber das ist denn doch nicht das wahre, was diese Worte, die heut zu Tage so vielen Lermen machen, bedeuten. Wollt' ihr ein Stündchen mit mir verplaudern; so sez ich mich zu euch her, und erklär's euch, so gut ich's weiß.

Peter. Das wär' uns recht lieb, Herr Pfarrer! Nicht wahr, Nachbarn!

Alle. O ja! recht lieb! Wir verstehen so in der Zeitung vieles nicht, und möchtens doch gern wissen —

Pfarrer. Nun! das freut mich, liebe Nachbarn und Freunde! daß ihr so wißbegierig seyd! Aber wundern müßt ihr euch nicht, wenn ich ein wenig weit vornen anfange — ihr könnt' dann alles nur desto leichter begreifen.

fen. Ich werd' euch erzählen, wie's wahrscheinlich gekommen ist, daß die Menschen so bey einander wohnen, wie ihr's seht — und Obrigkeiten haben, und gute Ordnungen. Ich werd' euch zwischenhinein fragen. Antworte mir nur der nächste beste, so gut er's weißt. Und wann einer etwas nicht gleich recht versteht, so frage er mich nur auch.

Nun zur Sache! Ihr wißt wohl alle, wodurch sich der Mensch am meisten unterscheidet von den Thieren?

Henrich. Daß er Verstand hat, und sprechen kann.

Pfarrer. Ganz wohl! Dieser Unterschied nun zeigt schon, daß der Schöpfer dem Menschen eine ganz andere Bestimmung gegeben hat, als den Thieren. Aber der Mensch ist auch sonst noch durch mehrere Dinge von den Thieren unterschieden, die ihn gleichsam zwingen, seiner Bestimmung gemäß zu leben. Was ist der Mensch, wenn er geboren wird?

Peter. Ein schwaches und hülfloses Geschöpf.

Pfarrer. Er braucht also gleich Hülfe. Und was ist er, wenn er erwachsen ist? Was vermag er zum Exempel — ich sage nur gegen die Stärke eines wilden Stiers? des Löwen, oder Tigers, oder andern gleich wilder Raubthiere, nicht zu gedenken. Also auch der erwachsene Mensch braucht Hülfe. Diese findet er am besten bei seinen Mitmenschen. Einer bedarf des andern. Sie können sich ihre Ge-

danken mittheilen durch die Sprache. Ihr Verstand lehrt sie, was zu ihrem Besten dient. Nun wird es euch leicht seyn, die Bestimmung des Menschen in diesem Leben zu erkennen. Nicht wahr?

Wendel. Ja! sie sollen bey einander wohnen, und einander helfen und beystehen.

Pfarrer. Die Menschen sind also nicht nur von Natur dazu gemacht, sondern auch durch die Noth darzu gezwungen, gesellschaftlich mit einander zu leben. Der Erdboden war nicht immer von so vielen Menschen bewohnt, wie jezt. Zuerst lebten meist nur einzelne Haushaltungen beysammen, Vater, Mutter und Kinder. Ihr wißt alle, daß man schon früh die Kinder in einer Haushaltung brauchen kann.

Wilhelm. Freylich wohl! so bald sie ein wenig Kräften haben, können sie allerhand kleine Geschäffte verrichten. Sie sind wohl in vielen Stücken geschikter, als die Alten, und man ist recht froh, wenn man sie nur einmal so weit gebracht hat, daß man sie zu etwas brauchen kann.

Pfarrer. Nun so wars immer. Dadurch lernten dann auch die Menschen von jeher, daß es gut sey, bey einander zu wohnen. Die Kinder wurden groß. Die Söhne und Töchter wurden auch Väter und Mütter. Von Jugend auf hatten sie sich beygestanden, so wohl um Nahrungsmittel herbeyzuschaffen, als auch sich zu vertheidigen. Sie —

Peter. Mit Erlaubniß, Herr Pfarrer! wider wen mußten sich dann die Menschen in jenen Zeiten vertheidigen?

Pfarrer. Vorzüglich wider die wilden Thiere. Die waren, je weniger die Erde bevölkert war, der Menschen gefährlichste Feinde. Denn damals waren die Künste noch nicht entdekt, durch welche der Mensch seine Herrschaft über die Thiere behauptet.

Peter. Das ist richtig. Das Pulver war noch nicht erfunden, aber sie hatten doch Pfeile und Spieße?

Pfarrer. Auch diese nicht gleich. Der Mensch mußte freylich bald auf den Gedanken kommen, sich zu bewaffnen. Aber seine Waffen waren nur ein Stük Holz. Dies machte er vornen spitzig und so hatte er dann einen Spieß. An die Erfindung der Pfeile kam er viel später, wozu ihm wahrscheinlich der Gebrauch der Steine, womit er sich bisweilen vertheidigte, Gelegenheit gab. Vom Eisen wußte er lange nichts, und ohne dieses sind ja alle Waffen bey weitem nicht so wirksam. Desto nothwendiger war aber eine gegenseitige Unterstützung. Darum trennten sich auch die Glieder einer Haushaltung nicht leicht von einander. In allen Stücken fanden sie den Nutzen ihrer Vereinigung. Der **Hausvater** war ihr **Lehrer**, und ihr **Richter**. Er legte ihre Zwistigkeiten bey. Er war ihr Haupt und ihre Obrigkeit. Denn natürlich waren die Gesinnungen aller nicht immer ganz gleich.

Durch seine Vaterwürde, durch sein Alter, durch seine Erfahrung war der Hausvater berechtiget, zu entscheiden, wer Recht habe. Dies ist die erste Spur einer **obrigkeitlichen Würde.** Die Menschen wurden von der Natur selbst gleichsam darauf hingeführt. Der Schöpfer wollte sie, als seine vernünftige Geschöpfe, durch ihre eigene Erfahrung lehren, was zu ihrem Besten diene.

Bernhard. Sind aber die Menschen lange so bey einander geblieben? Damals müssen sie recht glüklich gewesen seyn. Lauter Brüder und Schwestern unter einander! Ein guter alter Vater ihre Obrigkeit!

Pfarrer. Nicht ganz so glüklich, als man wohl denken möchte. Oft waren's ihrer zu wenige, um etwas recht gutes und nüzliches unternehmen zu können. Oft war sogar zu ihrer Vertheidigung ihre Anzahl zu klein. Dies lehrte sie die Erfahrung. Aber doch dauerte es lange, bis sie zu größern Gesellschaften sich verbanden; und noch länger, biß solche Gesellschaften sich entschloßen, beständig bey einander zu bleiben. Endlich kam's aber doch auch dazu. Der Erdboden wurde nach und nach immer mehr bevölkert. Je mehr Menschen da waren, desto mehr brauchten sie auch Plaz. Die Wohnungen der einzelnen Familien kamen näher aneinander. Sie wurden miteinander bekannt. Im Fall der Noth leisteten sie einander freywillig Hülfe. Aber bald gab's auch Ursache zum Unfrieden. Alles, was die Erde her-

hervorbrachte, gehörte dem, der sich's zueignen konnte und wollte.

Philipp. Hatte denn nicht jeder seinen Acker oder Garten, welchen er baute und bepflanzte?

Pfarrer. Eigentlich nicht. Das Feld war nicht rar. Jeder nahm ein Flekchen, das ihm geschikt lag, und benuzte es nach Gefallen. Ein anderes Jahr nahm er wieder ein anderes. Oft zogen sie so herum in einer großen Gegend und machten sich Hütten. Aber eben als die Menschenzahl größer wurde, da gab das Anlaß zum Streit. Der eine hatte sich ein Stük Feld ausgesucht, das der andere auch wollte, und vielleicht schon zu bebauen angefangen hatte. Nun stritten sie darüber. Beide Befreundte, mit denen sie zusammen wohnten, nahmen Theil an diesem Streit. Da war nun kein Richter. Die Stärke mußte entscheiden. Ein kleiner Krieg brach aus. Die Menschen lernten Menschen morden.

Wendel. Lieber Gott! das ist schreklich. Aber konnte dann Niemand Recht sprechen zwischen ihnen?

Pfarrer. Wer sollte es? Eine jede Familie hatte zwar ihren Hausvater, der zwischen seinen Kindern und Enkeln, öfters wohl nicht ohne Mühe, den Frieden erhielt. Wenn aber zwey Familien miteinander in Streit geriethen, so war ja niemand über ihnen, dessen Ausspruch sie sich beyde gefallen ließen.

Philipp. Wer machte dann aber endlich Frieden?

Pfarrer. Meistens die Niederlage des Schwächern. Dieser mußte dann dem Ueberwinder lassen, was beyde gerne gehabt hätten, und doch nur einer haben konnte. So giengs auch bisweilen, wenn zwey zugleich ein Wild verfolgten, oder Früchten von einem Baum pflücken wollten. Auf diese Weise kam es, daß Dinge, die eigentlich allen gemeinschaftlich gehörten, einem oder einigen allein zum Gebrauch oder Genuß überlassen wurden. Die andern wurden davon ausgeschlossen. So entstund das Eigenthums-Recht.

Georg. Wär's aber nicht besser gewesen, wenn man's beym Alten gelassen hätte, und Allen alles gemeinschaftlich geblieben wäre?

Peter. Das konnte ja nicht gehen, Nachbar Georg. Ihr habt ja gehört, daß, wie der Menschen immer mehr wurden, und sie also auch immer mehr brauchten, viel Streit entstanden sey, weil einer oft das nehmliche haben wollte, was der andere sich schon ausersehen hatte? Wärs nun beym Alten geblieben, so hätte auch das Streiten kein Ende genommen.

Pfarrer. Ganz richtig, lieber Meister Peter! Ueberdies war das Eigenthumsrecht auch dazu gut, daß die Menschen nun erst recht gerne arbeiteten. Und dann hatte auch öfters einer Ueberfluß an diesem, der andere an jenem. So konnte einer dem andern aushelfen.

Einer,

Einer, der ein besonderes Genie dazu hatte, erdachte Hülfsmittel und Werkzeuge, wodurch den andern ihre Arbeiten erleichtert wurden. Er theilte ihnen dieselbe mit, und sie gaben ihm dafür Lebensmittel. So entstanden Handwerker und Künste, und Handel und Wandel unter den Menschen. Auch lernten sie dabey von Tag zu Tag immer mehr, wie gut es für sie wäre, wenn sie ordentlich bey einander wohnten.

Peter. Das ist begreiflich. Es muß sicherlich ein elendes Leben seyn, wenn ich keine Stunde gewiß weiß, was mein gehört, und ob nicht ein Stärkerer kommen wird, der mirs nimmt? Wenn ich mir alles, was ich brauche, selbst machen und herbey schaffen muß; wenn ich vieles habe, das ich nicht brauche, manches brauche, was ich nicht habe und was ich doch nirgends finden kann.

Pfarrer. Das ist gewiß wahr, Meister Peter! Ein solches Leben wird sich kein vernünftiger Mensch wünschen. Daher thaten sich denn auch nach und nach mehrere Haushaltungen zusammen, welche mit einander handelten, welche in Gefahr und Noth für einen Mann standen, welche auch in ihrer Nahrung sich die Hände boten, und was einer oder ein Paar nicht ausführen konnten, gemeinschaftlich miteinander vollbrachten. So gab's denn nach und nach größere Gesellschaften unter den Menschen.

Philipp. Wie giengs aber nun, wenn einige miteinander in Streite geriethen? Denn ohne Uneinigkeit konnt's doch wohl nicht immer abgehen?

Pfarrer. Freilich nicht, Nachbar Philipp. Und da war denn anfangs guter Rath theuer. Aber die große Gottesgabe, gesunder Menschenverstand, verließ den Menschen nie, wenn er sie nur gebrauchen wollte. Je mehr Menschen beyeinander waren, desto leichter konnte es Gelegenheit zu Verdrüßlichkeiten geben. Nun war's keine einzelne Haushaltung, keine kleine häusliche Gesellschaft mehr, wo der gemeinschaftliche Hausvater leicht wieder Frieden stiften konnte. Es waren mehrere Haushaltungen oder Familien miteinander verbunden. Keiner der verschiedenen Hausväter konnte auf ein so großes Ansehen bey Allen Anspruch machen, daß auch ein Mitglied einer andern Familie sich seinem Ausspruch unterwerfen solle. Wer sollte nun da den Frieden erhalten?

Philipp. Das weiß ich nicht. Sie mußten sich eben in Güte miteinander setzen.

Pfarrer. Der beste Rath, ohne Zweifel! dem aber leider! die Menschen von jeher so selten und so ungerne folgten. Rechthaberey und unüberlegte Hitze verleitete öfters die, welche Streit miteinander hatten, Gewalt gegen einander zu gebrauchen, und der Stärkste behielt Recht, wenn er gleich Unrecht hatte. Aber oft wurde so ein Streit, der unter zweyen anfieng, weit aussehender, als man glaubte.

Die

Die Freunde und Anverwandte von jedem der streitenden Theile standen ihnen bey. Dadurch gerieth nun alles in Unruhe und Unordnung. Die ganze Gesellschaft kam in Gefahr, getrennt zu werden. Sie sahen alle ein, daß das ein großes Unglük wäre, und trachteten Frieden zu machen. Wie glaubt ihr nun, Nachbar Philipp, daß sie das angegriffen haben?

Philipp. Sie verglichen sich denn doch, wenn sie sahen, daß es nicht anderst gehen wollte. — 's ist ja ein altes Sprichwort — ein magerer Verglich ist besser, als der fetteste Prozeß — wie vielmehr, wo's auf Leib und Leben geht. —

Pfarrer. Freylich verglichen sie sich. Aber damit war eben nicht für die Zukunft gesorgt. Und mit dem vergleichen gieng's auch nicht so schnell. Da kamen sie denn auf den Gedanken, Männer, die bey ihnen wegen ihrem Alter, ihrer Erfahrung und Klugheit in allgemeinem Ansehen standen, zu Schiedsrichtern zu wählen. Was diese für Recht erkannten, das mußte gelten.

Philipp. Wenn aber einer oder der andere mit ihren Aussprüchen nicht zufrieden war, wie gieng's alsdenn?

Pfarrer. Sie waren meist zufrieden, weil sie Zutrauen zu ihren Schiedsrichtern hatten. Waren's aber unruhige Köpfe, die sich nicht zufrieden geben wollten, so zwangen sie die übrigen dazu, weil sie's ja zum voraus verspro-

chen

chen hatten, daß sie sich dem Ausspruch des Schiedsrichters unterwerfen wollen.

Philipp. Die Schiedsrichter waren aber doch keine rechte Obrigkeit, wie giengs denn in den übrigen Stücken, wofür nun die Obrigkeit sorgt?

Pfarrer. Da fehlte es freylich an einer rechten Fürsorge. Doch war mit der Wahl der Schiedsrichter der erste Schritt zur **obrigkeitlichen Würde** gethan. Der liebe Gott führte dann den Menschen durch Hülfe seiner eigenen Erfahrung und seiner Vernunft dem Glük einer ordentlichen bürgerlichen Gesellschaft immer näher. Die Menschen fanden, daß ihre Ruhe nicht sicher gestellt sey, wenn sie sich allein auf die gesunde Vernunft, die immer das Gute gebietet, und das Böse verbietet, verlassen wollten. Sie sahen, daß Habsucht, oder Rachgierde, oder Bosheit und Muthwillen manchen verleitete, sich an seinem Mitbruder zu vergreifen, oder ihm etwas von seinem Eigenthum zu entziehen. Sie machten daher mit einander aus, daß jeder, der dergleichen schändliche Handlung verüben würde, bestraft, und zu einer angemessenen Genugthuung angehalten werden sollte. Auf diese Weise entstanden nun **Geseze**, oder Vorschriften, nach welchen Alle ihre Handlungen einzurichten verbunden sind.

Wendel. Wer hielt aber ob den Gesezen, so lang keine ordentliche Obrigkeit war?

Pfarrer. Das war's eben, was die Menschen dazu brachte, sich einer ordentlichen Obrigkeit zu unterwerfen. Wenn ein jeder die Geseze hätte handhaben sollen, so wäre nichts, als Verwirrung und Unordnung entstanden. Wenn niemand insbesondere darauf gesehen hätte, ob sie auch erfüllt würden; so hätte immer einer sich auf den andern verlassen, und an keine Aufsicht wäre zu denken gewesen. Darum wurde nun das **obrigkeitliche Amt** eingesezt.

Bernhard. Wer erhielt es?

Pfarrer. Das will ich Euch gleich sagen. Entweder der, den man schon in den meisten Fällen zum Schiedsrichter gewählt hatte, oder der, welcher in einer andern Gelegenheit das Vertrauen seiner Mitbrüder erworben hatte; ich meyne im Krieg. Denn bald lernten die Menschen, daß, wenn sie, welches nicht selten geschah, mit andern, die nicht zu ihrer Gesellschaft gehörten, Streit hatten, und ein Krieg daraus entstand, daß, sage ich, ohne **Klugheit** und **Ordnung** im Angriff und in der Vertheidigung, für **sie** kein Sieg zu hoffen sey. Daher wählten sie sich einen Anführer, dessen Klugheit, Erfahrung und Tapferkeit ihnen bekannt war, und dessen Befehlen sie zu gehorchen versprachen. Oefters wurde dieser Mann, dessen kluger Anführung sie manchen Sieg über ihre Feinde verdankten, auch Schiedsrichter im Frieden, und desto leichter wurde es dann einem solchen, die **fortdaurende obrigkeitliche**

liche **Würde** zu erlangen, wenn seine Mitbürger von den großen Vortheilen derselben überzeugt waren und sie wünschten —

Henrich. Wurden denn die ersten Obrigkeiten alle gewählt? —

Pfarrer. So ganz ordentlich mag es überall dabey nicht hergegangen seyn. Einige wurden gewählt, andern waren die Zeitumstände günstig, daß sie sich ein großes Ansehen erwarben, und ihre Mitbürger nach und nach daran gewöhnten, ihnen zu gehorchen, — —

Philipp. War denn aber das recht?

Pfarrer. Die Glükseligkeit der Menschen wurde dadurch befördert — sie liessen sichs gerne gefallen, weil sie die Vortheile davon fühlten, sie waren zufrieden, auch wenn sie's nicht gerade ausdrüklich erklärten. Und so konnt' es also nicht unrecht seyn. Die obrigkeitliche Würde war das Band, welches die menschliche Gesellschaft zusammen hielt, und sie ist es noch. Eine unter einer obrigkeitlichen Gewalt verbundene Anzahl mehrerer Menschen-Familien verdiente erst den Namen **einer Nation**, eines Volks.

Georg. Also Menschen, die keine Obrigkeit haben, sind kein Volk?

Pfarrer. Nein! denn, wenn sie auch beysammen wohnen, so können sie sich doch alle Augenblicke trennen. Sie sind also auch durch keine engere Verbindung miteinander von dem übrigen Menschengeschlecht überhaupt abgesondert und als ein eigenes Volk ausgezeichnet.

Noch

Noch viel weniger aber können sie einen Staat ausmachen.

Peter. Was ist denn ein Staat?

Pfarrer. Ein Staat ist eine gesellschaftliche Verbindung der Menschen, zu welcher sie sich in einer großen Anzahl verbunden haben, um unter der Anleitung einer obrigkeitlichen Gewalt ihre gemeinschaftliche Sicherheit zu erhalten, und ihre Vortheile zu befördern.

Wilhelm. Also ist unser Land auch ein Staat?

Pfarrer. Natürlich. Auch unser Land war ehemals ohne bürgerliche Ordnung. Die Bewohner dieser Gegenden hatten keine Obrigkeiten, keine Geseze. Endlich erlangten sie auch dies Glük. — Doch — wir kommen von unserm Zwek ab — wo blieb ich denn stehen?

Wendel. Sie sagten uns, was ein Staat sey?

Pfarrer. In einem solchen Staat nun konnte die obrigkeitliche Gewalt einem Einzigen anvertraut seyn. Das heißt man denn **Monarchie**, oder **Alleinherrschaft**. Bey einem andern Volk hatten mehrere aus demselben, die nehmlich, welche für die Rechtschaffensten gehalten wurden, die obrigkeitliche Gewalt. Eine solche Verfassung nennt man **Aristokratie**, oder die Herrschaft der Besten. Wißt ihr nun, was man einen **Aristokraten** nennt?

Peter. Den, der einer solchen Verfassung anhängt —

Bernhard. Das glaub' ich nicht, Meister Peter — ich meyne, das bedeute den, der an einer solchen Herrschaft Theil hat —

Pfarrer. Beide haben Recht. Man nennt den einen, wie den andern so. Oft irrte man sich aber in den Leuten. Die man für gut hielt, waren böse. Und da wurde denn der Name: Aristokrat — bey manchen Völkern verhaßt.

Peter. Liebster Herr Pfarrer! was ist denn nun aber Demokrat, was da auch in unserer Zeitung steht?

Pfarrer. Einige Völker behielten sich die obrigkeitliche Gewalt selbst vor, und ließen sie durch Beamte, die sie auf bestimmte Zeit wählten, verwalten. Diese Völker regieren sich selbst; geben sich selbst Geseze, und richten sich durch ihre selbst gewählten Beamte. In wichtigen Fällen aber, die, zum Exempel, an's Leben gehen, werden nicht durch die Beamten, sondern nur in einer Volksversammlung die Urtheile gesprochen, die aber eben darum nicht immer nach der Gerechtigkeit, sondern öfters nach den Launen eines großen, ununterrichteten, vielleicht auch durch partheyische Schreier mißleiteten Haufens, ausfallen. Die Verfassung oder Regierungsform eines solchen Staats, das ist, die Art und Weise, wie die obrigkeitliche Gewalt besessen und ausgeübt wird, heißt man Volksherrschaft oder Demokratie;

und ein Mitglied eines solchen Staats, oder auch einen Freund dieser Verfassung nennt man einen Demokraten.

Peter. So! das ist also Demokrat und Aristokrat! Hab' mir's doch immer nicht so recht vorstellen können. — Nun haben Sie Dank, Herr Pfarrer — daß Sie uns das erklärt haben, und was Sie uns sonst noch schönes gesagt haben.

Pfarrer. Ist gerne geschehen — und nun guten Abend — Freunde!

Peter. Nur noch ein Wort Herr Pfarrer! Sagen Sie uns doch, welches ist denn die beste Verfassung?

Pfarrer. Von Herzen gerne, meine Freunde! Aber die Nacht kömmt —

Einige andere. Wir bitten —

Pfarrer. Nun, wißt ihr was — ihr habt als Abends so ein Stündchen in der Dämmerung. Da kommt einmal zu mir — da wollen wir weiter miteinander plaudern. Wollt ihr?

Alle. Gar gerne, gar gerne! wenn Sie's erlauben. —

Pfarrer. Werd' euch mit Vergnügen sehen! —

Zweytes Gespräch.

Meine Nachbarn, die am vorhergehenden Gespräch Theil genommen hatten, kamen richtig. Sie brachten noch einige mit, die ihre Erzählung neugierig gemacht hatte. Sie waren mir alle herzlich willkommen. Wir sprachen zuerst von den Neuigkeiten des Tags. Endlich erinnerte mich Peter an mein Versprechen.

Peter. Wollten Sie nun wohl die Güte haben, lieber Herr Pfarrer, und uns sagen, welches die beste Verfassung ist?

Pfarrer. Von Herzen gern, meine Freunde. Ein richtiges Urtheil zu fällen, ist schwerer, als ihr wohl glaubet. Es wird schwerlich einen Staat geben, welcher ganz die Verfassung hat, von welcher er den Namen trägt. Die Aristokratie wäre gut, wenn sie wirklich immer die Herrschaft der Besten wäre. Aber da dies nicht immer der Fall ist, so wie die Menschen einmal sind; kann sie leicht Unruhen durch Neid und Herrschsucht derjenigen, welche an der Regierung Theil haben, veranlassen. Sie kann Gelegenheit zu Bedrückungen geben. Die

Demo-

Demokratie ist aber diejenige Verfassung, welche am meisten der Gefahr innerlicher Unruhen und Unordnungen ausgesezt ist. Denkt Euch einmal — um nur ein kleines Beyspiel zu geben — wenn Ihr und Eure Mitbürger alle auf'm Rathhaus versammelt seyd, und etwas gemeinschaftlich beschließen sollt. Welche Verschiedenheit der Meinungen! Welcher Wankelmuth in den Entschliessungen! der eine will dies, der andere jenes. Und am Ende folgt man doch einem, der am besten sprechen kann, oder schon vorher in Ansehen steht, oder das Zutrauen der Gemeinde besizt —

Wendel. Da haben Sie wohl Recht, Herr Pfarrer. Und wenn's denn der eigennüzig meynt, und nicht fürs Beste der Bürgerschaft denkt, wer ist denn betrogen, als die ehrlichen Bürger, die dem Glattzüngler getraut haben?

Pfarrer. Und wie glaubt ihr nun, daß es in solchen Fällen in einem großen Land hergehen muß? Ueberdies, wenn schnell ein Entschluß gefaßt werden soll, und man muß erst das Volk zusammen rufen, so geht manche gute Gelegenheit vorbey, oder manches Unglük nimmt überhand, ehe man weiß, was zu thun ist.

Peter. Aber es giebt doch Länder, die demokratisch sind. Wie können denn die bestehen?

Pfarrer. Da ist eben entweder durch besondere Geseze dafür gesorgt, daß in Nothfällen

len wenigstens die Entschliessungen beschleunigt werden, dann ist aber auch meistens die Verfassung nicht mehr rein demokratisch; oder durch Mißbrauch wird das Volk durch die **Klügsten**, manchmal auch durch die **Reichen** geleitet, und da geht es denn eben so gut es kann; manchmal schlimm genug!

Peter. Das muß nun wohl die beste Verfassung nicht seyn. Und ich glaube bald, daß es da am besten seyn mag, wo nur **ein** Herr ist.

Pfarrer. Meine Meinung wenigstens ist's, daß die Monarchie vor den andern Regierungsformen große Vorzüge habe, wenn die Regierung nach Grundsätzen verwaltet wird, welche die Unterdrückung nicht begünstigen, sondern vielmehr eine vernünftige Freyheit der Bürger. Diese Verfassung hat dadurch, daß **einer** an der Spitze der Nation steht, große Vorzüge, indem sie die so nothwendige ununterbrochene Aufsicht und stets wachsame Aufmerksamkeit auf das allgemeine Beste, und auf das Wohl jedes Einzelnen erleichtert. Bey ihr findet keine Volksunruhe statt, wenn es darauf ankommt, wichtige Dinge zu beschließen. Hier fehlt es nicht an der oft so dringenden Geschwindigkeit der Entschließungen. Auf diese aber folgt zu rechter Zeit die That. Ueberhaupt gleicht diese Verfassung der Regierung der Hausväter in ihren kleinen häuslichen Gesellschaften, aus welcher, oder nach deren Vorbild wenigstens sie ohne Zweifel entstanden ist. So

waren

waren die frommen Erzväter Regenten ihrer Kinder und Kindskinder. — Im Ganzen genommen kann man aber wohl sagen, daß jede Regierungsform gut ist, wenn sie das Glük der Bürger befördert, wenn die Obrigkeit gut und gerecht, und für das Wohl der Unterthanen ernstlich besorgt ist, und daß überhaupt diejenige Verfassung die beste ist, wobey die Bürger am glüklichsten sind. Die Geschichte giebt uns Beyspiele von allen drey Regierungsformen, bey welchen eines oder das andere Volk glüklich und zufrieden war. Aber die Unbeständigkeit der Menschen, und die Herrschaft, welche sie ihren verkehrten Neigungen leisten, störte immer nach einiger Zeit ihr Glük und ihre Ruhe. Gehorchten wir alle, ohne Unterschied des Standes, Obrigkeit oder Unterthan, Fürst oder Bürger, mit gleichem Eifer den Gesetzen der Vernunft und der Religion; übten wir, als wahre Christen, die Lehren der göttlichen Weisheit: **Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst!** und: **Was du nicht willt, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht, und was du willt, daß sie dir thun sollen, das thue ihnen auch!** folgten wir stets dieser heilsamen Anweisung, so könnten wir unter jeder Regierungsform glüklich und zufrieden leben.

Wie froh wollte ich seyn, wenn mir's glükte, meine geliebten Zuhörer diesen heilsamen Lehren folgen zu sehen, wozu ich sie so oft ermahne!

Bernhard. Gewiß fallen auch Ihre Worte nicht alle auf einen unfruchtbaren Boden! Gottlob! es giebt viele unter uns, die das Wort des Herrn gerne hören, und darnach trachten, seinen Willen zu thun —

Pfarrer. Auch freu' ich mich deß von ganzem Herzen! und nun, meine Freunde —

Wendel. Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, ich fürchte, sie wollen nun aufhören, nachdem sie Ihr gestriges Versprechen erfüllt haben. Aber ich hätte noch eine Bitte — ein Gedanke, der mir über Nacht kam — eine einzige Frage, wenn Sie erlauben wollten —

Pfarrer. Von Herzen gern, mein lieber Herr Wendel! Wie heißt denn die Frage?

Wendel. Sie sagten uns gestern, diejenigen seyen immer zu Obrigkeiten und Regenten bestellt worden, welche in allgemeinem Ansehen und Zutrauen standen, wie kommt's denn, daß heutzutage oft ein Kind König wird, wie's zum Exempel vom König von Schweden in der Zeitung steht?

Pfarrer. Anfänglich wurden meistentheils die Regenten **gewählt.** Das Volk glaubte auf diese Art gewiß den würdigsten zu erhalten. Wenn nun aber ein solcher Regent sich die Liebe seines Volkes in einem hohen Grade erwarb; so konnte er es leicht bewegen, noch bey seinen Lebzeiten seinen Sohn zu seinem Nachfolger zu ernennen. Dieser folgte dem Beyspiele seines Vaters, und regierte löblich und gut. Ein Sohn oder ein Bruder ward denn

denn auch sein Nachfolger. Das Volk gewöhnte sich allmählich, aus einer Familie seine Regenten zu erhalten. Was zuerst Folge des freyen Willens war, ward nach und nach ein Recht. Oft lehrte überdies auch die Erfahrung, daß mancher aus Ehrgeiz, Eigennuz und Herrschsucht um die Liebe des Volks buhlte, die er nicht verdiente, und dann auch die Erwartungen des Volks, das ihn auf den Thron erhoben hatte, nicht erfüllte. Bisweilen störten heimliche Ränke derjenigen, welche nach der Regentenwürde trachteten, die allgemeine Ruhe. Oft brach auch ihre Eifersucht in gewaltthätige Handlungen aus, welche, da jeder Anhänger unter dem Volke fand, dem Lande den unaussprechlichen Jammer eines innerlichen Krieges drohten, und ihn nicht selten auch über dasselbe brachten. Da waren die Völker dann froh, wenn die Erblichkeit der Regentenwürde ihre Ruhe für die Zukunft sicherte. Sie gestanden gerne einer Familie das Recht der erblichen Thronfolge zu, da sie ohnedem hoffeten und glaubten, daß ein Regent am geschikteſten seyn werde, seine Kinder zu künftigen würdigen Regenten zu erziehen.

Peter. Aber das deutsche Reich ist ja auch ein Wahlreich —

Pfarrer. Auch hat die Geschichte unseres Vaterlandes Beyspiele genug aufzuweisen von innerlichen Kriegen und zerrüttenden Unruhen, welche die Begierde nach der Kaiserkrone erzeugt hat. Heutzutage dörfen wir aber ein solches

Unglük nicht so leicht mehr fürchten, weil die Würde zwar groß, aber auch die Bürde nicht gering, hingegen die Summe der Einkünfte, die der Kaiser als Kaiser hat, so klein ist, daß nur ein großes Fürsten-Haus sich um die Kaiserkrone bewerben kann, und daß unter den großen Regentenhäusern unseres Vaterlandes schwerlich ein Krieg darüber entstehen wird. In den einzelnen Wahlstaaten unseres Vaterlands aber, nehmlich den geistlichen Ländern, da sorgt die Reichsverfassung und insbesondere die Aufsicht des Kaisers dafür, daß keine weitaussehenden Unruhen entstehen können.

Bernhard. Sie haben meinem Gevatter Wendel seine Frage so bereitwillig beantwortet, lieber Herr Pfarrer! daß ich nun das Herz habe, Ihnen auch eine zu machen, die mir in den Sinn gekommen ist, als ich über das, was Sie uns gesagt haben, so bey mir selbst nachdachte. Unser Kurfürst macht Verordnungen und Gesetze. Er gebietet und verbietet, er sezt Richter und Amtleute, straft am Leib und am Leben, nimmt Steuern und Abgaben. Das ist alles recht und gut. Denn er ist unser Herr und unsere Obrigkeit. Das sind seine Rechte. Aber es heißt doch immer, daß der Unterthan auch seine Rechte habe, und wir berufen uns auch darauf, wenn's Gelegenheit giebt. Woher weißt man aber denn so genau, was für Rechte Herr und Unterthanen haben? In der Bibel steht nicht gerade alles. Das weiß ich wohl. Aber auf der hohen Schul da haben

sie's in Büchern, und da lernen's die jungen Herren daraus, die nachher Räthe und Amtleute werden. Wer hat's denn aber so ausgemacht und aufgeschrieben?

Pfarrer. Lieber Freund! seine Frage kann uns weit führen. Die kann man so kurz nicht beantworten. Wollt Ihr mir aber gerne zuhören, Freunde, so will ich sie herzlich gerne so gut beantworten, als ich kann.

Peter. O! thun Sie das, lieber Herr Pfarrer! Sie sagen uns ja lauter neue Sachen, die wir mit Vergnügen hören. Nicht wahr, Nachbarn?

Alle. Ja! ganz gewiß!

Pfarrer. Nun! wenn's Euch Freude macht, so will ich's gerne thun. Also — wenn der Mensch keine andere Hülfe hat, als seine eigene Stärke, wird er wohl damit vieles ausrichten können?

Peter. Nicht viel; denn es können ihn ja mehr, als einer anpacken, oder es kann auch einer über ihn kommen, der stärker ist, als er.

Pfarrer. Wenn nun ein Mensch den freyen Willen hat, seinen Neigungen und Leidenschaften zu folgen, glaubt Ihr, daß er immer gut, und vernünftig, und recht handeln werde?

Wendel. Der Mensch ist voll böser Neigungen, und oft wird das Gute, was in ihm ist, überwunden vom Bösen. Das wissen wir ja aus der täglichen Erfahrung.

Pfarrer. Folglich — wenn sehr viele Menschen bey einander sind, und jeder thun

darf,

darf, was er will, und der Gute gegen den Bösen keine Hülfe hat, als sich selbst, was muß da entstehen?

Bernhard. Freylich wohl viel Unglük, und Gewalt und Unrecht. Denn der Böse fürchtet Gott nicht. Wenn er also auch die Menschen nicht fürchten darf, so hat seine Bosheit freyes Spiel.

Pfarrer. Wie wenn nun die Menschen miteinander ausgemacht hätten, daß jeder dem andern beystehen soll, wenn ein boshafter Mensch ihn angreife und beleidige; und der Boshafte fände dann auch wieder Helfershelfer?

Peter. Ey! da hätt' es ja nichts, als Streit und Krieg gegeben.

Pfarrer. Mußten also die Menschen nicht auf ein anderes Mittel denken, um die Bösen zurük zu halten, und unter sich Ruhe, Friede und Sicherheit zu erhalten?

Bernhard. Freylich mußten sie das.

Pfarrer. Und was konnte das für ein Mittel seyn?

Philipp. Eine Obrigkeit zu bestellen zum Gericht und Strafe für den Uebelthäter.

Pfarrer. Was war also die Absicht der Menschen, als sie sich einer Obrigkeit unterwarfen?

Wendel. Damit sie in Fried und Ruhe bey einander leben könnten.

Pfarrer. Sicherheit der Personen, des Lebens und der Güter der Bürger war also

eine

eine Hauptabsicht ihrer Vereinigung zu einer ordentlichen bürgerlichen Gesellschaft. Aber konnten sie sonst weiter keine Absicht haben? ich habe Euch gestern gesagt, wie es kam, daß Völker bisweilen miteinander in Krieg geriethen. Was gab ich als nothwendig an, um fremde Gewalt glüklich abzuhalten?

Philipp. Ordnung und Einigkeit und gute Anführung.

Pfarrer. Wem konnten die Menschen diese Anführung am besten anvertrauen?

Bernhard. Einer ordentlichen Obrigkeit.

Pfarrer. Ein weiterer Zwek, warum sie sich einer Obrigkeit unterworfen, war also auch, um sich desto leichter gegen Anfälle anderer Völker vertheidigen zu können. Dazu kam nun noch, daß die Menschen fanden, wie wohlthätig auch für ihre übrigen Umstände Ruhe und Friede von innen und außen sey. Jeder konnte ohne Furcht seiner Nahrung nachgehen, und dabey seiner Neigung oder seiner Einsicht, mit was er sich am besten erhalten zu können glaubte, folgen. Die Nahrungsmittel wurden vervielfältiget, die Kleidungen, die Wohnungen, die Werkzeuge vollkommener und bequemer. Denn nun konnte der eine diese, der andere eine andere Arbeit vornehmen, weil er gewiß war, bey seinem Mitbürger zu finden, was er nöthig hatte, wogegen dieser von des andern Hände-Arbeit oder von dessen Vorrath für sich etwas brauchte, so daß einer dem andern aushelfen konnte. Also war auch bessere

Be-

Bequemlichkeit in Erwerbung des Lebensunterhalts ein Zwek der Unterwerfung unter die obrigkeitliche Gewalt. Was war also und ist noch, wenn man alles zusammen nimmt, der Zwek der bürgerlichen Gesellschaft?

Peter. Ein sicheres, ruhiges, glükliches und zufriedenes Leben.

Pfarrer. Nun werden wir der Antwort auf Herrn Bernhards Frage näher kommen. Um einen Zwek zu erreichen, giebts allerhand Mittel. Wenn man nun den Zwek will, so muß man? —

Peter. Auch die Mittel wollen.

Pfarrer. So ist's. Man will also, daß die Obrigkeit uns ein sicheres und ruhiges Leben verschaffe. Nun kann unsere Ruhe entweder durch unsere eigenen Mitbürger oder durch ein anderes Volk gestört werden. In diesem Fall nun muß der Regent das Recht haben, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, oder auch selbst derselben zuvor zu kommen. Was steht ihm also in dieser Rüsicht für ein Recht zu?

Wendel. Das Recht des Kriegs — glaub' ich — daß er nehmlich Krieg erklären und führen darf.

Pfarrer. Kann nun aber der Regent Krieg führen für sich allein und ohne Gehülfen? Oder muß er die haben, und wenn er sie haben muß, wo soll er sie suchen?

Bernhard. Freilich muß er Gehülfen haben. Er allein würde nicht weit kommen. Und wo soll er Gehülfen suchen, als bey denjenigen,

jenigen, zu deren Besten er wider die Feinde zu Feld zieht, bey den Bürgern?

Pfarrer. Ganz richtig! Warum wird nun aber Krieg geführt?

Wendel. Um gegen die Angriffe eines andern Volks sich zu vertheidigen, oder denselben vorzukommen.

Pfarrer. Also eigentlich um den Bürgern Sicherheit und Ruhe zu verschaffen. Denn der Krieg wird um des Friedens willen geführt. Daher hat nun der Regent auch **das Recht, Frieden zu schließen.** Was gehört aber nun noch weiter dazu, um den Bürgern Sicherheit und Ruhe zu verschaffen?

Peter. Daß unsere Ruhe nicht durch unsere eigene Mitbürger gestört werde.

Pfarrer. Gut! das kann nun aber auf verschiedene Art geschehen. Ihr habt z. Ex. etwas an einen zu fordern, entweder daß er euch etwas thun, oder geben solle, oder er will, daß ihr euch etwas von ihm gefallen laßt — darüber gerathet ihr aber in Widersprüche; er will nicht thun oder geben, was ihr fordert; er will nicht leiden, was ihr thun wollt — was glaubt ihr nun, daß es geben würde, wenn ihr keine Obrigkeit hättet?

Philipp. Händel gäb's.

Bernhard. Und Mord und Todschlag vielleicht.

Pfarrer. Ja! gewiß meine Freunde! Und um solches Unglük zu verhindern, hat man der Obrigkeit **Gewalt** gegeben, durch ihre

Aus-

Aussprüche die Streitigkeiten der Bürger zu entscheiden. Aber damit ist's nicht gethan, um die Ruhe und Sicherheit der Bürger zu erhalten. Ihr werdet euch wohl noch einen Fall denken können, wo die Obrigkeit das Richteramt verwaltet?

Philipp. Ja wohl! gegen Missethäter.

Pfarrer. Richtig, mein Freund! Die Menschen haben viel Gutes, aber auf der andern Seite auch wieder viel Schlimmes. Bey vielen findet sich rohe Wildheit, Rachsucht, Habsucht, Wollust, Ausgelassenheit der Sitten, und so manche andere unordentliche und lasterhafte Neigung. Lassen die Menschen der einen oder der andern solcher Neigungen die Ueberhand, so werden sie entweder Diebe und Räuber, oder Mörder, oder Hurer und Ehebrecher, oder sonst Missethäter anderer Art. Wer schüzte uns nun, wenn wir keine Obrigkeit hätten zum Schrecken der Uebelthaten? Darum hat der Regent das **Recht, zu richten über die Missethäter**, und sie **zu strafen, wie's ihre Thaten verdient haben.**

Philipp. Haben aber das sonst die Fürsten selbst gethan, wo nahmen sie nur die Zeit her, da sie jezt so viele Räthe und Amtleute brauchen, zum richten und urtheilen, es sey nun über Missethäter, oder wenn Bürger Prozeß miteinander haben?

Pfarrer. Das ist wohl bemerkt, Meister Philipp. Dazu hätten die Fürsten die Zeit nicht. Auch ist's nicht so gemeint, daß sie sich

selbst

selbst damit abgeben sollen. Die Gewalt, zu richten und Recht zu sprechen, haben sie. Aber sie vertrauen dieselbe Richtern und Amtleuten an, und begnügen sich damit, über diese die oberste Aufsicht zu führen, auf daß sie die Gerechtigkeit handhaben, ohne Ansehen der Person nach den Gesetzen.

Philipp. Unser Herr Amtmann spricht so viel von den Gesetzen, wo haben denn die ihren Ursprung her?

Pfarrer. Wenn vor alten Zeiten die Bürger unter einander Streitigkeiten hatten, oder wenn einer den andern beschädigt, an seinem Leib oder an seinem Eigenthum verlezt hatte; so wurde darüber nach bestem Wissen und Gewissen der bestellten Richter abgeurtheilt. Sie erkannten, wie sie glaubten, daß es recht und billig sey. Sie verurtheilten die Verbrecher zur Genugthuung, und belegten sie noch oben drein mit einer Strafe, weil sie die öffentliche Sicherheit und Ruhe gestört hatten. Was in den nehmlichen Fällen mehreremal erkannt worden war, diente den Nachfolgern zur Richtschnur. Es galt als Herkommen. Daraus lernte man schon, daß es überhaupt gut seyn müßte, in allen Fällen eine gewisse Richtschnur zur Entscheidung zu haben. Man fand es immer nothwendiger, je mehr die Gesellschaft an Bürgern zunahm und je schwerer dem Fürsten die allgemeine Oberaufsicht wurde.

Peter. Das ist wohl begreiflich. Und hernach konnte man ja die Leute auch mit

Recht nicht strafen, wenn etwas nicht verboten war.

Pfarrer. Das, mein lieber Meister Peter, ist wohl nicht ganz richtig. Es giebt Handlungen, von welchen jeder von selbst und ohne Gesez einsieht, daß sie verboten sind. Würde z. Ex. einer von euch glauben, daß es erlaubt wäre zu stehlen, zu morden und dergleichen, wenn es nicht in den Gesetzen verboten wäre?

Peter. Ey! behüte Gott! wer sollte das glauben. Das ist ja natürlich, daß das nicht erlaubt ist.

Pfarrer. Also gab es strafwürdige Handlungen, ehe es Gesetze gab, die sie verboten. Denn die Strafe hat nur die Absicht, die Verbrecher zu bessern, und sie und andere abzuschröcken.

Peter. So brauchte man also keine Gesetze?

Pfarrer. Warum das nicht? Wenn die Leute zum voraus wissen, was auf eine verbotene Handlung folgen wird, so werden sie sich doch mehr bedenken, ehe sie sie thun, und sich auch leichter davon abhalten lassen — nicht wahr?

Philipp. Ja! freilich.

Pfarrer. Darum glaubte man dann auch, daß es nüzlich seyn würde, auf alle Verbrechen gegen die Ordnung und gute Sitten zum voraus Strafen zu bestimmen, damit die Bürger dadurch abgeschröckt und zurükgehalten werden möchten.

Phi-

Philipp. Aber es giebt ja auch noch andere Gesetze, die nicht gerade Strafen ankündigen. Es stehen viele so in meinem Landrecht, das ich zu Hause habe. Zum Exempel: von Erbschaften, vom Kaufen und Verkaufen; u. s. w.

Pfarrer. Davon wollt' ich eben auch reden. Es konnte nehmlich oft kommen, daß, wann einzelne Bürger Streit miteinander hatten, derjenige, gegen welchen das Urtheil ausfiel, den Richter für partheyisch hielt, wenn diesem nicht vorgeschrieben war, wie er in vorkommenden Fällen urtheilen solle. Daher machte man Gesetze, so daß der Richter dieselbe nur auf die Streitpuncte anzuwenden und darnach zu erkennen hat.

Georg. Also darf der Richter nicht nach seinem Sinn sprechen?

Pfarrer. Nein! sondern damit die Bürger so viel möglich unpartheyische Justiz erhalten möchten; so bestimmt der Regent auf alle Fälle, die man sich vorstellen, und wovon man vermuthen kann, daß Streit darüber entstehen könne, die Grundsätze zum voraus, nach welchen der Richter sprechen muß. Dies ist nun der Ursprung der Gesetze. Ihr Zwek ist Ruhe und Sicherheit der Bürger. Und da für diese zu sorgen, Pflicht des Regenten ist; so hat er auch das Recht, Gesetze zu geben. Aber erwarten wir von der Sorgfalt der Obrigkeit weiter nichts, als Ruhe und Sicherheit?

Wendel. Freilich wohl! Sie soll ja Vaterstelle bey den Bürgern vertreten. Darum ist es auch ihre Schuldigkeit, für den Wohlstand der Unterthanen überhaupt zu sorgen.

Pfarrer. Und eben darum richtet eine rechtschaffene Obrigkeit ihre vorzügliche Aufmerksamkeit auch darauf, den Nutzen der Bürger zu befördern und Schaden von ihnen abzuhalten. Um aber dieses ausführen zu können, muß natürlicher Weise die Obrigkeit das Recht haben, Verordnungen zu machen, und Anstalten zu treffen, welche zur Beförderung des Wohlstands der Bürger, zur Erhaltung der innerlichen Sicherheit und Ruhe, zur Erweiterung der Kenntnisse des Bürgers, zur Verbesserung und Veredlung seiner Denkungsart, zur Aufnahme und Zierde des Landes und der Städte, zur Gesundheit und Bequemlichkeit, zum Nutzen und Vergnügen der Einwohner abzwecken.

Bernhard. Da hat wahrhaftig ein Fürst viel auf sich liegen. Das ist gewiß was großes und schweres, daß er sie alle so ausübe, damit das Wohlseyn der Unterthanen dadurch befördert werde. Lieber Himmel! und da will man als, daß der Fürst jedem Recht thun solle, und er hat's doch mit so vielen zu thun, und so schwere Sachen auf sich liegen. Kann ja unser einer seinen Nachbarn nicht alles recht machen; und der Fürst muß sich obendrein noch in den meisten Stücken auf andere Leute verlassen —

Pfar-

Pfarrer. Freilich muß er das! Und manchem guten Fürsten hat's schon viele Seufzer gekostet, daß er's nicht ändern konnte. „Warum kann ich doch nicht alles selbst thun, sagte einst der unvergeßliche Kaiser Joseph im edlen Unmuth, daß sein wohlmeinender Wille nicht pünktlich genug ausgeführt wurde. Aber das ist nun nicht anders. Kein Fürst ist im Stande seine verschiedenen Rechte alle persönlich auszuüben. Er muß das andern anvertrauen. Die Oberaufsicht giebt ihm Arbeit genug. Daher hat er das Recht, Männer zu bestellen, die mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet sind, damit sie in seinem Namen Recht sprechen, die Gesetze handhaben, die Verbrechen untersuchen, und die von den Gesetzen bestimmte Strafen erkennen. Diese aber kann der Regent bestätigen oder mildern, oder gar nachlassen, weil es traurig wäre, wenn er sich selbst des göttlichen Rechts entäußerte, Vatergüte an seinen Unterthanen zu üben. Er hat ferner das Recht, Räthe zu ernennen, welche ihn in seinen Bemühungen, Sorgen und Arbeiten für das Wohl der Unterthanen unterstützen, und Beamte zu bestellen, welche die Aufsicht über die zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Bürger abzweckende Anstalten führen, damit sie zwekmäßig ausgeführt und unterhalten werden.

Wendel. Sie sagen nichts von den Soldaten, Herr Pfarrer. Wie ist's denn damit zugegangen, daß die aufgekommen sind?

Pfarrer. Daß — und warum? und wann? der Fürst das Recht des Kriegs hat, und daß er dazu die Unterthanen aufbieten darf, davon haben wir schon miteinander gesprochen. Nun war anfangs jeder Bürger Soldat. Aber wie wär's Euch, wenn nun plözlich Befehl käme, ihr sollet ohnverweilt euch sammeln und in den Krieg ziehen?

Michel. Wenn's seyn müßt', ich gieng gleich.

Peter. Ja! wenn's weiter nichts wäre! Aber wo blieben Weib und Kind?

Wendel. Und wer sorgt für Aecker und Wiesen und Weinberge?

Peter. Und wer erhält die Kundschaft, wenn der Meister fort ist?

Bernhard. Und wo nehmen wir Brod her, wenn die Bauern das Gewöhr tragen?

Pfarrer. Seht Freunde! so dachten viele. Die Fürsten sahen's ein, daß sie recht hatten. Das Land litt durch Entvölkerung, nicht selten durch Hungersnoth. Auch ansteckende Krankheiten blieben nicht aus. Da kamen denn die Fürsten, die's mit ihren Unterthanen gut meinten, auf den Gedanken, Soldaten zu miethen, und stehende Heere zu errichten. Dabey hatten sie noch den Gewinn, daß oft ein Schwerdt das andere in der Scheide hielt.

Philipp. Wie ist das zu verstehen, werther Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ich will ihm durch ein Gleichniß antworten, mein lieber Philipp. Wenn

er mit einem Nachbar Prozeß anzufangen Lust hätte, er wüßte aber, daß derselbe mit Documenten oder Zeugen versehen wäre, um den Ungrund seiner Klage oder Forderung zu beweisen, würde er wohl den Prozeß anfangen?

Philipp. Da würde ich mich wohl bedenken, ob ich dann den Prozeß doch gewinnen könnte, oder ich würde es lieber gar bleiben lassen.

Pfarrer. Und so geht's oft auch bey manchen Völkern. Wenn eines Lust hat, das andere mit Krieg zu überziehen, und sieht, daß dieses zur Vertheidigung wohl gerüstet ist; so wird jenes oft lieber Frieden halten, als sich dem ungewissen Schiksal des Kriegs gegen einen wohl vorbereiteten Feind aussetzen.

Wendel. 'S ist doch gut, wenn man der Sache recht auf den Grund sieht. Hab' in meinem Inwendigen die vielen Soldaten immer für eine große Last gehalten. Aber das seh' ich nun, daß es so schlimm nicht ist, daß wir sie haben. Wenn sie uns in hundert Jahren nur sechs Jahre den Frieden erhalten, so ist schon viel gewonnen. Und dann — ich gesteh's, lieber will ich mein Lebtag zwey Mann ganz allein erhalten, als nur einmal selbst in den Krieg ziehen.

Pfarrer. Freilich ist's ein großer Nutzen, daß nun jeder weiß, wo er dran ist, und nicht alle Augenblicke fürchten darf, zum Kriegsdienst aufgefordert zu werden. Aber darf darum jeder Bürger sich weigern, Soldat zu werden?

 Bern=

Bernhard. Warum nicht gar? Woher sollte denn der Fürst Soldaten nehmen? Andere brauchen ihre Landeskinder auch. Und lauter Fremde wären ja gar nichts nüze. Man kann sich doch nicht so auf sie verlassen, als auf die Unterthanen.

Peter. Das ist wohl gesagt, Herr Bernhard. Und wär's denn nicht eine Schande, wenn die Eingebornen von Fremden allein sich wollten vertheidigen lassen?

Philipp. Freilich wär's so. Darum, wen das Loos trifft, der muß folgen. Er kriegt ja auch Sold und Lohn. Und wann die Noth an Mann geht, muß wohl jeder dran glauben. Nicht wahr Herr Pfarrer?

Pfarrer. Das versteht sich. Wenn die Noth sehr dringend ist, welcher gute Bürger wird sich weigern, für seinen Fürsten, für sein Vaterland, für sein Eigenthum, für seine Eltern, für seine Freunde, für sein Weib, und für seine Kinder zu streiten?

Wendel. Keiner! oder er wär kein rechtschaffener Bürger. Auch ich nicht, bey all' dem was ich vorhin gesagt habe. So alt ich bin, so wollt' ich doch auch mitziehen, um gegen Fremdlinge zu kämpfen, die uns unterdrücken und Gesetze vorschreiben wollten.

Pfarrer. Sein Eifer macht ihm Ehre, guter Wendel. Das ist **Bürgerpflicht**, und **Christenpflicht**, wenn das Wohl des Vaterlandes es fordert, auch sein Leben willig und freudig aufzuopfern. „Daran, sagt der heilige

Jo-

Johannes (1 Joh. 3, 16.) haben wir erkannt „die Liebe, daß Er sein Leben für uns gelassen „hat. Und wir sollen auch das Leben für die „Brüder lassen." Einer sey der Vertheidiger, der Beschüzer des andern! dies ist eines der wohlthätigsten Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft, welches unsere geheiligte Religion bestätiget und bestärket, und zu dessen Beobachtung unser eigener Vortheil uns auffordert. — Aber, meine Freunde, laßt uns nicht von unserem vorgesezten Ziel uns entfernen. Wir sprachen von dem Rechte des Regenten, diejenigen Personen zu bestellen, welche er nöthig hat, um dasjenige zu erfüllen, weßwegen er seine erhabene Würde besizt. Wir sprachen von Räthen und Beamten, wir sprachen von Kriegern und Vertheidigern des Vaterlandes — denket nach, und saget mir, findet ihr nicht, daß noch etwas rükständig ist?

Peter. Ey freilich! ich wollte sie eben deshalb fragen. Von den Pfarrern und Schullehrern haben Sie uns ja noch nichts gesagt —

Philipp. Und auch nichts von den Verwaltern, und Pflegern, und Kellern und Cammerräthen —

Pfarrer. Ganz recht, mein Freund! ich habe euch gesagt, daß der Fürst das Recht habe, Anstalten zu treffen, damit die Bürger in dem, was zu ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfarth nüzlich und gut ist, unterrichtet werden. Sie anzuleiten zu einem **gottgefälligen** Leben, ihnen die Kenntnisse beyzubringen, die jeder zu

 dem

dem Beruf, welchem er sich wiedmet, nöthig hat, sie insbesondere von dem bekannten Willen Gottes zu unterrichten, und ihnen also die Wahrheiten des Evangeliums zu verkündigen — dazu werden von dem Regenten Prediger und Schullehrer bestellt.

Peter. Aber der Kurfürst sezt ja doch nicht alle Pfarrer in unserem Land?

Pfarrer. Auch andere Regenten in andern Ländern bestellen nicht an allen Orten die Prediger und Schullehrer. Die Ernennung derselben hängt oft nach Verträgen oder nach dem Herkommen von andern, als von dem Regenten ab. Aber dieser ist verpflichtet, also auch berechtiget, immer darauf aufmerksam zu seyn, daß würdige und geschikte Männer bestellt werden. — Und nun auch noch ein Wort von den Verwaltern öffentlicher Einkünfte, deren verschiedene Benennungen Nachbar Philipp uns gröstentheils hergesagt hat. Wollt ihr aber nicht vorher etwas von dem Ursprung der öffentlichen Einkünfte wissen?

Philipp. Da kommt wohl auch etwas von den Abgaben vor?

Pfarrer. Natürlich!

Philipp. Ach! das wäre herrlich, wenn Sie uns davon auch was sagen wollten. Es kommen einem manchmal so Scrupel drüber —

Pfarrer. Das will ich gerne. Aber es wird spät. Nachtessenszeit kommt herbey. Wir werden's wohl auf ein andersmal verschieben müssen.

Bernhard. 'S ist freylich bald Zeit, heimzugehen. Doch Sie haben uns ja vorm Abschied noch was sagen wollen von den Verwaltern der öffentlichen Einkünfte, glaube ich —

Pfarrer. Das ist wahr, Herr Bernhard! ich will's eben kurz machen, weils doch schon spät ist. Vorausgesezt also, daß in einem Land öffentliche Einkünfte seyn müssen, glaubt ihr wohl, daß ein Fürst sie selbst einziehen, zu den verschiedenen Bedürfnissen wieder ausgeben, und Rechnung darüber führen könnte?

Philipp. So wenig, als er alle Prozesse selbst schlichten kann. Das versteht sich.

Pfarrer. Darum bestellt er nun Beamte, welche dafür Sorge tragen sollen, daß die Güter des Staats so vortheilhaft, als möglich, genüzt, die Einkünfte mit gehöriger Ordnung und Sorgfalt erhoben, zum allgemeinen Wohl verwendet, und wie sich's gebürt, verrechnet werden. — Ihr seht, meine Freunde, daß ein Bürger mannichfaltige Gelegenheit hat, seinen Mitbürgern in öffentlichen Aemtern zu nüzen. Da hat er einen großen Würkungskreis für das Wohl des Ganzen, für die Zufriedenheit jedes einzelnen Bürgers zu arbeiten. Zwar muß auch ein Jeder in jedem andern Beruf zur allgemeinen Wohlfahrt beytragen. Aber bey den Räthen und Beamten fällt das jedem in die Augen. Auch sind sie gewissermaßen Stellvertreter des Regenten. Daher stehen sie auch in großem Ansehen. Daher hat man auch eine Absonderung der Menschen nach ihrem

ver-

verschiedenen Beruf in der bürgerlichen Gesellschaft gemacht. Daher kommt die Eintheilung in den Lehr- Wehr- und Nährstand.

Peter. Kommen dann daher auch die Edelleute?

Pfarrer. Zum Theil; zum Theil aber hat der Adel auch noch andere Veranlassungen gehabt, und zwar gewiß nicht zum Unglük der Menschheit —

Peter. Wenn Sie uns doch nur das auch erklärten, Herr Pfarrer. Es steht oft so viel Böses über die Edelleute in der Zeitung, daß man nicht recht weißt, wo man d'ran ist. Und 's giebt doch auch viele brave Leute unter ihnen —

Pfarrer. Auch spricht der Neid aus vielen Lästerern des Adels. Wenn man den Ursprung desselben recht untersucht; so findet man, daß ihm heut zu Tage gar viel Unrecht geschieht. Aber auch die öffentlichen Beamten, von welcher Art sie seyn mögen, sind einem ähnlichen Neid, heut zu Tage besonders mehr, als je ausgesezt.

Wendel. Wie meinen Sie das, lieber Herr Pfarrer?

Pfarrer. Auch diese Frage, guter Herr Wendel, wollen wir auf ein andersmal verschieben, weil's heute schon spät ist. Wenn ihr anders gern mit mir plaudert, liebe Nachbarn?

Wilhelm. Ja! warum nicht, Herr Pfarrer. Das ist uns alles was neues, wovon Sie mit uns reden. Und das hören wir gerne.

Pfarrer. Also auf baldiges Wiedersehen! Gute Nacht für heute!

Drittes Gespräch.

Sie ließen mich nicht lange auf sie warten, meine guten Nachbarn. Am Vorabend eines Feiertags kamen sie, und mahnten mich an mein Versprechen. Ich vermißte unter ihnen nur den guten Bernhard. Man sagte mir, er sey nicht recht wohl. Wir sezten nun unser voriges Gespräch fort.

Pfarrer. Wir haben noch zwey Gegenstände zu betrachten: Die Abgaben und den Adel. Wornach seyd ihr nun am begierigsten, meine Freunde?

Philipp. Wenn Sie wollten uns etwas von den Abgaben sagen —

Peter. Ja! aber vom Adel wäre ich doch auch begierig den rechten Grund zu wissen —

Wendel. Und ich auch —

Zwey andere. Wir auch —

Pfarrer. Nun es scheint schon, die meisten Stimmen sind für diesen Gegenstand. Der führt

führt uns nun auch auf die Betrachtung der allgemeinen Gleichheit, wovon heut zu Tage so viel Redens ist. Ihr wißt selbst, meine Freunde, daß alle Menschen einander nicht gleich sind, weder am Leib noch an der Seele.

Peter. Das ist klar. Der eine ist stark; der andere ist schwach —

Wendel. Und der eine gescheut; der andere einfältig —

Philipp. Und einer bös, und wild, und gewaltthätig, und der andere brav und gut.

Wendel. Und der eine fleißig und arbeitsam und sparsam; und der andere faul und verschwenderisch —

Pfarrer. So ist also schon von Natur ein großer Unterschied unter den Menschen. Dieser Unterschied aber ist für die Menschheit sehr wohlthätig, ob er gleich einem einzelnen Menschen nachtheilig und unangenehm seyn kann.

Wendel. Das ist mir nicht recht begreiflich, lieber Herr Pfarrer! Wär's dann nicht besser, wenn einer wär, wie der andere?

Pfarrer. Was glaubt er wohl, Herr Wendel, was geschehen würde, wenn alle Menschen gleich wären an Stärke des Leibs und der Seele, und alle einerley Neigungen hätten?

Wendel. Ja! das kann ich mir gar nicht vorstellen, daß es so seyn könnte.

Pfarrer. Wenn's aber doch so wäre?

Wendel. Mir kommt's vor, es wäre nicht gut. Denn sonst hätte uns ja der liebe Gott so geschaffen.

Pfarrer. Und wie könnt' es auch gut seyn? Der Mensch ist gemacht, in Gesellschaft zu leben. Einer soll des andern Glük befördern. Wenn nun alle in allen Stücken gleich wären; so bedörfte ja keiner des andern. Kurz! der Mensch wäre nicht, was er ist, und was er seyn soll. Er wäre ein ganz anderes Geschöpf. Wenn nun aber einer von Natur Vorzüge vor dem andern hat, es sey nun am Leib oder an der Seele, und er mißbraucht diese Vorzüge zum Schaden der andern; was werden diese von ihm denken? wie werden sie gegen ihn gesinnt seyn?

Wendel. Sie werden ihn fürchten und hassen.

Pfarrer. Wenn er aber die Vorzüge, die ihm Gott verliehen hat, zum Besten seiner Nebenmenschen anwendet, wie werden dann diese gegen ihn gesinnet seyn?

Peter. Sie werden ihn ehren und lieben.

Pfarrer. Seht! also, meine Freunde! es ist ganz natürlich, daß ein Mensch von dem andern geehrt und geachtet, oder gefürchtet und gehaßt wird. Wenn nun viele Menschen bey einander leben, so macht das schon einen großen Unterschied.

Philipp. Ja! der Unterschied läßt sich wohl begreifen, aber —

Pfarrer. Nur eine kleine Geduld, Nachbar Philipp. Ihr sehet's alle ein, daß der Mensch zu einem ruhigen, zufriedenen und bequemen Leben vielerley Dinge nothwendig hat, die alle einer allein nicht zu Stande bringen kann?

Peter. Ja wohl! ich kann ja nicht Bauer seyn, oder Weingärtner, und alle Handwerke dabey verstehen, noch viel weniger treiben — und dann giebt's noch viele andere Dinge, die einem wieder andere Leute anschaffen müssen —

Pfarrer. Nun wißt ihr auch, daß nicht alle Dinge, die der Mensch bedarf, gleich leicht zu erhalten, nicht alle Handwerker, und Künste und Wissenschaften auf gleiche Art zu erlernen sind. Eins ist immer schwerer, als das andere.

Peter. Das ist natürlich. Oft gehört großer Verstand dazu, um von einer Sache die rechte Einsicht zu bekommen.

Pfarrer. Wenn nun ein Mensch auf solche schwere Dinge sich verlegt hat, die er nur mit großer Anstrengung seines Verstandes und mit vieler Mühe erlernen konnte, so steht er doch bey Allen in größerem Ansehen, als die, welche mit leichteren Dingen sich abgeben, nicht wahr?

Peter. Ohne Zweifel. Je gelehrter und geschikter einer ist, desto mehr hat man auch Respect vor ihm.

Pfarrer. Also — nicht nur die Gesinnungen, sondern auch die Einsichten der Men-

schen, so wie ihre verschiedenen Beschäftigungen und Berufsarten, denen sie sich wiedmen, machen in dem äußerlichen Bezeugen und Betragen der Menschen gegen einander einen großen Unterschied. Nun wollen wir noch einen Schritt weiter gehen. Nicht wahr, der Regent muß Gehülfen haben, um alles das vollbringen zu können, was er zum gemeinen Besten thun soll?

Wendel. Das haben Sie uns ja schon erklärt. Deswegen bestellt der Fürst Kirchen- und Schullehrer und Räthe und Amtleute.

Pfarrer. Glaubt ihr nun aber, daß es so was leichtes sey, dergleichen Aemter zu führen?

Peter. Nein! das muß wohl schwer seyn. Da gehört viel Verstand dazu, und viel Arbeit und Mühe —

Georg. Aber die Herren dörfen ja nichts arbeiten?

Wendel. Ha! Ha! auf den Acker gehen sie freylich nicht, und treschen auch nicht. Aber 's ist oft wohl eine härtere Arbeit, eigensinnige und unverständige Leute zu verhören, und was sie vorbringen, aufzuschreiben, und sie zu vergleichen oder ihnen Recht zu sprechen —

Peter. Oder auch den Leuten guten Unterricht zu geben; verstokte Sünder zu ermahnen, und zu bekehren —

Pfarrer. Gewiß, meine Freunde, es ist ein schwerer Beruf, zum allgemeinen Besten, zum Wohl der einzelnen Bürger mitarbeiten zu

 sollen,

sollen, es seye nun auf diese oder eine andere Art, als Lehrer, als Verwalter der Einkünfte, als Richter, oder als Rath des Fürsten —

Georg. Ja! aber dafür stehen die Herren auch in hohen Ehren, und werden rechtschaffen bezahlt —

Pfarrer. Und findet ihr's nicht billig, daß die geehret werden, welche sich dem Dienst des Vaterlandes zum Besten ihrer Mitbürger wiedmen, welche gleichsam die Stelle des Fürsten vertreten, welche Vorsteher sind des Volkes?

Wendel. Ja! Respect vor den Vorgesezten muß man haben. Sonst können sie ja ihr Amt nicht verrichten.

Pfarrer. Also sehet hier wieder einen Unterschied. Aber — um Nachbarn Georg vollständig zu antworten — Er sagt: die Beamten werden auch rechtschaffen bezahlt — Nun frage ich: wenn einer sich vorbereitet, um ein würdiger Beamter zu werden, hat er da Zeit, sich seinen Unterhalt nebenher zu erwerben?

Georg. Nein! das sieht man ja wohl.

Pfarrer. Von was muß er sich also erhalten, und auch seine Lehrer bezahlen?

Georg. Von seinem eigenen Vermögen.

Pfarrer. Wenn er nun aber Beamter, Pfarrer u. s. w. ist, kann er dann vielleicht neben seinem Amt noch etwas treiben, wovon er sich ernähren kann?

Georg. Ich wüßte nicht, was? Der hundertste hat ja keine Zeit dazu.

Pfar-

Pfarrer. Wenn nun einer viel Geld aufgewendet hat, um sich zu einem Amt geschikt zu machen, und wenn er neben seinem Amt mit nichts anderem seinen Unterhalt verdienen kann, ist's nicht billig, daß man ihn besolde, und zwar so, daß er auch zu seinem ausgelegten Geld durch Ersparniß wieder kommen kann?

Georg. Ja! auf solche Art ist's freilich was anderes.

Pfarrer. Wenn's nun etwas hartes ist um ein Amt, und der Verstand dabey viel angestrengt werden muß, und auch viel Verdruß dabey ist, kann man denn einem Beamten zumuthen, daß er unter lauter Nahrungssorgen kümmerlich und elendiglich lebe?

Peter. Ey! das wäre ja ungerecht.

Pfarrer. Ist ihm nicht vielmehr wohl zu gönnen, daß er ein bequemes Leben habe?

Wendel. Ganz gewiß. Ich weiß wohl, wieviel so ein Herr manchmal ausstehen muß. Bin schon 30 Jahr Richter und hab's oft in der Amtsstube gesehen. Wie so ein Herr so lange sitzen, und lauter verdrüßliche Sachen hören muß! Und so ist's bey den anderen Herren auch. Das wäre schändlich, wenn man ihnen das bißchen besser Leben mißgönnen wollte.

Pfarrer. Und doch ist das die Ursache des Neids, wovon ich auch lezthin sprach. Die Leute sehen die Beschwerlichkeiten eines Amts nicht, aber das Aeußerliche — schönere Klei-

dung, besseres Essen, u. dergl. das sehen sie. Da denken sie denn nicht daran, daß die viele Arbeit und Mühe, die vielerley Sorgen und Verdrüßlichkeiten damit bey weitem nicht vergütet sind. Sie hören's nicht, wie oft manchmal der, den sie beneiden, ihr schwarzes Brod sich wünschet, und ihre Ruhe, und Gesundheit, welch' beyde große Güter sein Amt ihm raubet.

Wendel. Unter uns ist gewiß niemand, der so denkt, lieber Herr Pfarrer. Wir sehen's wohl ein, daß da ein Unterschied seyn muß, und der Arbeiter ist ja auch seines Lohns werth.

Pfarrer. Die Gründe von dem Unterschied der Stände sehet ihr also ein, meine Freunde. Nun glaubt ihr vielleicht, es sollte aber doch eine Gleichheit im Vermögen seyn?

Wendel. Ey! wie wäre denn das möglich? Wenn einer arbeitet und spart, und der andere faullenzt und verthut sein Sach', so kann ja da keine Gleichheit bleiben, wenn man auch anfangen wollte, alles gleich auszutheilen.

Peter. Ja! oder wenn einer geheurathet wäre, und bekäme mehr Kinder als ein anderer, so wär' die Gleichheit auch wieder aus —

Wendel. Da hätte man nichts zu thun, als zu theilen —

Peter. Und der Aushauser hätt's am besten —

Philipp. Was mögt ihr nur davon sprechen, Nachbarn? da ist ja gar nicht dran zu denken.

Pfarrer. Also den Unsinn einer allgemeinen Gleichheit der Güter seht ihr von selbst ein, meine Freunde! Und doch hoffen viele leichtsinnige Haushälter, wenn's auf die neue Art, wie sie's nennen, bey uns eingerichtet würde, da werden sie auf einmal wieder empor kommen —

Philipp. Ja! guten Morgen. Es würde ihnen alsdann so wenig jemand ihre Schulden zahlen, als jezt —

Wendel. Und es wird sich auch keiner was nehmen lassen —

Pfarrer. Darum ist's schlimm genug, daß viele sich selbst verblenden, und eine Gleichheit sich träumen, die sich nicht machen läßt, und an die man nirgends gedacht hat, und worüber der Eigennüzige, der sie in seiner Einfalt wünscht, am ersten unzufrieden seyn würde. Denn der Eigennüzige will ja immer mehr haben, als andere. Ungleichheit im öffentlichen Ansehen, im Stand und Beruf, und im Vermögen ist also zum allgemeinen Besten nothwendig, und, so lang die Menschen bey einander leben wollen, ganz unvermeidlich. Aber in einem Stük haben alle Menschen das Recht, allgemeine Gleichheit zu fordern. Alle, nicht wahr? haben sich verbunden, um ein ruhiges und glükliches Leben zu führen?

Wendel. Ohne Zweifel!

Pfarrer. Alle haben daher das Recht, gleiche Sorgfalt für die Ruhe und das Glük ihres Lebens von der Obrigkeit zu fordern, und in dieser Rüksicht insbesondere gleiche Gerechtigkeit. Da muß kein Ansehen der Person gelten. Vor dem Richter muß einer seyn, wie der andere, er sey in einem Pallast geboren, oder in einer niedrigen Hütte. Nicht nach Stand oder Würden, sondern allein nach den Gesetzen und der Gerechtigkeit der Sache müssen die Urtheilssprüche sich richten. Der Unterschied der Gerichte, ob ich nehmlich vor einem höheren oder niederen Gerichte mein Recht erhalte? macht nichts zur Sache, wenn nur die Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person verwaltet wird. So lange das geschieht, kann kein Bürger mit Recht sich beschweren.

Peter. Das sehe ich nun freylich wohl ein. Wenn jeder sein Recht erhält, wie's ihm gebührt, so kann er ja zufrieden seyn. Aber wie ist's denn nun mit den Edelleuten, die sind ja nicht wegen ihrem Beruf oder Amt vornehmer, sondern von der Geburt aus.

Pfarrer. Eben komme ich nun auch darauf. Alle Unterschiede, wovon wir bisher geredet haben, liegen in der Natur der Sache. Der Adel, und das, daß er erblich ist, scheint allein von der allgemeinen Regel abzuweichen.

Philipp. 's kommt einem auch ganz besonder vor, wenn man so drüber nachdenkt. Die Edelleute sind doch auch Menschen, wie andere Leute —

Pfarrer. Das sind sie auch, und kein rechtschaffner Edelmann wird es jemals vergessen. Aber, wenn zum Exempel, ein Mann große Thaten thut, im Krieg sein Vaterland rettet, oder im Frieden dem Fürsten treulich rathet, gute Anstalten befördert, die Unterthanen erleichtert, und dergleichen, werdet ihr nicht großen Respect von ihm haben, und ihn lieben?

Wendel. Freilich werden wir das.

Pfarrer. Werdet ihr nicht auch seine Kinder lieben, und ihnen Gutes wünschen und gönnen?

Wendel. Ohne Zweifel. Solche Männer muß man auch in ihren Kindern ehren und lieben.

Pfarrer. Seht! so dachten auch unsere Voreltern; und besonders zu einer Zeit, wo noch beynahe jeder Bürger in den Krieg zog. Manche, die vorzügliche Neigung dazu hatten, begaben sich ins Gefolge des Fürsten. In seinem Gefolge waren nur tapfere und erfahrene Männer, und muthige Jünglinge, die von diesen lernen wollten. Daher war' es hohe Ehre, im Gefolge des Fürsten zu seyn.

Peter. Ja! es konnten aber doch keine Kinder im Gefolge des Fürsten seyn —

Pfarrer. Das freilich. Aber der Vater konnte sie doch von Jugend auf dazu bestimmen, unterrichten und anleiten. Der Sohn folgte dann dem Beyspiel des Vaters. Und so erbte Ehre und Ansehen beym Volk sich fort. Zeich-

nete sich einer aus, so bekam er nicht selten ein Stük Landes zum Geschenk für sich und seine Nachkommen. Dieser, so wie der erste Erwerber wurde dadurch zu beständigen Diensten, besonders im Krieg, verpflichtet. Das machte schon einen großen Unterschied von den übrigen Bürgern.

Wendel. Wie das, lieber Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ein solcher Mann wiedmete sich dann vorzüglich dem Krieg, einem bey alten Völkern so ehrenvollen Stand. Er war zugleich Besitzer ansehnlicher Güter, mit welchen dann jener Unterschied auf Kind und Kindeskinder beständig übergieng. Auf solche Güter nahmen nun die Eigenthümer bisweilen andere Bürger und gaben sie ihnen zum Anbauen. Dagegen wurde aber von den Eigenthümern bedungen, daß diejenige, die sie also aufnahmen, ihnen nicht nur gewiße Abgaben entrichten und gewiße Dienste leisten, sondern auch sie als ihre nächste Obrigkeiten erkennen sollen. Das machte nun auch wieder einen immer fortdauernden Unterschied.

Philipp. Aber zu was ist dann dieser Unterschied gut?

Pfarrer. Wenn auch die Menschen von Natur den Rechten nach gleich sind, sind sie's auch an Stärke des Körpers und an Verstand?

Philipp. Nein! das haben wir ja schon zuvor eingestanden und das lehrt auch der Augenschein und die tägliche Erfahrung.

Pfarrer. Nun! Meister Peter — Sein Knabe — den Wilhelm meyne ich — ist ein tüchtiger Junge — größer, stärker, herzhafter, als alle seine Cameraden von gleichem Alter —

Peter. Das ist er. Der Junge macht mir tausend Spaß, aber auch tausend Verdruß. Er balgt sich mit allen herum. Er nimmt allein drey vor sich. Alle sollen nach seiner Pfeife tanzen. Auch fürchten sie ihn alle, und thun, was er haben will.

Pfarrer. Seht, meine Freunde! so sind die Menschen groß und klein, jung und alt. Der Stärkere ist immer auch herzhafter, der Klügere unternehmender. Immer hat der Starke Lust sich zu erheben über den Schwachen; der Kluge und Listige über den Einfältigen; der Verständige über den Dummen; der Erfahrene über den Unerfahrenen. Dieser Unterschied wird und muß immer unter den Menschen seyn. Er ist selbst, wie ichs euch auch schon erklärt habe, eine Wohlthat für die Menschheit. Ohne ihn würde zwar weniger Böses, aber auch bey weitem weniger Gutes geschehen; so daß des Guten, was er bewürkt, weit mehr ist, als des Bösen. Aber in der bürgerlichen Gesellschaft konnte durch Leute, die sehr ehrgeizig und unternehmend waren, leicht Unruhe und Unglük entstehen, wenn man dem Ehrgeiz nicht ein gewisses Ziel sezte. Dies geschah' nun durch den Erbadel.

Peter. Wie konnte denn da der Adel helfen?

Pfarrer. Indem man unter den Bürgern gewiße Vorzüge für erblich erklärte; so legte man dadurch dem Ehrgeizigen, der ewig nach großen Dingen strebte, Zaum und Gebiß an. Es wurde dadurch eine gewiße Grenzlinie gezogen, und dem ewigen Streben nach Hoheit ein Ziel gesezt. Der verdienstvolle Mann aber hatte immer die Aussicht vor sich, dieses Ziel zu erreichen. Man hatte nun eine besondere Classe der Bürger, auf deren Dienste das Vaterland vorzüglich Anspruch machen kann, und die größtentheils durch ihre Glüksumstände geschikt sind, sich zu diesen Diensten gehörig vorzubereiten. Man hatte nun einen Stand, dessen Vermögen vieles dazu beytrug, den Künstlern und Handwerkern, und selbst den Ackersleuten eine reichlichere Nahrung zu verschaffen, einen Stand, der vorzüglich der Vertheidigung des Vaterlandes sich wiedmete, welcher er zum Theil seinen Ursprung zu verdanken hatte.

Peter. Das ist wohl alles schön und gut, aber ich versteh' doch nicht, warum einer mehr seyn soll, allein weil er den oder jenen, diese oder jene zum Vater und Mutter hat?

Pfarrer. Der Edelmann hat das Recht, seine Würde auf seine Kinder fortzupflanzen, erworben, theils durch seine Verdienste, theils durch Verträge. Durch seine Verdienste — erinnert ihr euch noch wie?

Peter. Die Nation ehrte den Vater in den Kindern, und das um so lieber, wenn diese seinem Beyspiel folgten. Dadurch ward ein Herkommen —

Pfarrer. Und durch das Herkommen ein Recht. — Und wie durch Verträge? —

Peter. Daß er Anbauer auf seine Güter nahm, und ihre nächste Obrigkeit wurde.

Pfarrer. Hatte nun jenes Herkommen einen vernünftigen Grund?

Wendel. Ja! weil es durch Verdienste bewürkt wurde, und auch sonst noch nüzlich war —

Pfarrer. Waren jene Verträge gültig?

Wendel. Ja! weil sie freywillig eingegangen wurden, und niemand Unrecht thaten.

Pfarrer. Also gehört dem Adel seine Würde, als ein Recht, durch Herkommen und Vertrag. Sie ist sein Eigenthum. Sie ist unschädlich, und in mancher Rüksicht noch mehr, sogar nüzlich. — Oder — wenn kein Adel wäre, wer glaubt ihr, würde die vornehmste Aemter erhalten.

Wendel. Der Geschikteste.

Pfarrer. Wer kann sich aber am besten geschikt dazu machen, der Reiche oder der Arme, oder kanns einer, wie der andere?

Wendel. Natürlich der Reiche. —

Pfarrer. Und — denn könnte es nicht doch auch bisweilen nach Gunst gehen?

Wendel. Warum das nicht? es ist ja der Welt Lauf so.

Pfar-

Pfarrer. Und wer kann denn da wieder am leichtesten sich Gunst erwerben?

Wendel. Auch der Reiche. —

Pfarrer. Also — was würde an des Adels Stelle treten?

Wendel. Der Reichthum.

Pfarrer. Giebt aber der Reichthum bessere Verdienste, als die Geburt?

Wendel. Das ist freilich einerley.

Pfarrer. Ist er nicht auch meistentheils erblich?

Wendel. Begreiflich!

Pfarrer. Ist es nun aber nicht einerley, ob ein Edelmann eine Stufe höher steht als ich, oder ob der Reiche, der der Geburt nach mir gleich ist, sich auf diese Stufe stellte?

Peter. Auf solche Art ist's freilich einerley.

Pfarrer. Laßt uns also nicht murren gegen eine schon so lange bestehende, auf guten und gerechten Gründen ruhende Ordnung. Es ist heilsamer, Ordnung erhalten, als sie stören. Denn es ist leichter niederzureißen, als wieder aufzubauen. Achte sich keiner höher, als er's nach dem Nutzen, den er in seinem Beruf stiftet, verdient, und trachte jeder darnach, als rechtschaffener Bürger in seinem Stand sich auszuzeichnen. Laßt uns zufrieden seyn mit der Stelle, auf welche uns die Vorsehung gesezt hat, und keinen beneiden, der höher ist, als wir!

Gott

Gott selbst hat dir dein Loos beschieden,
Nimms dankbar aus der Vorsicht Hand.
Erfülle jede Pflicht zufrieden,
Die sie mit diesem Loos verband!
Sie giebt dir Munterkeit und Kräfte,
Und nährt, und stärkt sie väterlich.
Sie brauchen, dies ist dein Geschäfte,
Und ihr Gebrauch ist Ruhm für dich.

Du prangest nicht mit hohen Würden? —
Beneide nicht der Großen Glük;
Sie seufzen unter schweren Bürden,
Und oft stürzt sie ein Augenblik.
Dir ward kein Ueberfluß gewähret?
Ihn wünschen, das ist Selbstbetrug.
Wer gern, was er nicht braucht, entbehret,
Der ist beglükt und reich genug!

Und nun — gute Nacht — Freunde! Es wird wohl Nachtessenszeit seyn. Wann seh' ich euch wieder?

Peter. 's ist ja Feyertag morgen; wenn Sie's da erlauben nach der Betstunde; wir sind alle begierig auf den Artikel von den Abgaben —

Pfarrer. Ihr sollt herzlich willkommen seyn. Noch 'mal schlaft wohl!

Viertes Gespräch.

Meine wißbegierigen Nachbarn kamen gleich nach der Kirche. Nur der gute Bernhard blieb aus. Er war über Nacht ganz krank geworden. Peter fieng gleich die Unterredung an.

Peter. Sie thun uns einen recht großen Gefallen, Herr Pfarrer, daß Sie uns über so manche Dinge Licht geben, wovon wir nichts recht verstehen, wenn wir noch so lang drüber nachsinnen. Sie sagen uns doch überall den rechten Grund von Dingen, worüber wir manchmal unzufrieden sind, weil wir nicht gut einsehen, woher dies oder jenes kommt. Besonders mit den Abgaben geht's uns so. Sie haben zwar lezthin drüber gepredigt, aber da versteht man nicht alles so, und kann's auch nicht so gut behalten, als wenn man miteinander drüber spricht.

Pfarrer. Ihr erinnert euch also noch jener Predigt, meine Freunde, und worüber ich sie hielt?

Hanns.

Hanns. Ja! freilich; über den Ausspruch des Heilands: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Pfarrer. Ich habe euch damals bewiesen, daß es Pflicht des Christen ist, die seiner Obrigkeit schuldigen Abgaben getreu und willig zu entrichten. Aber den Ursprung der verschiedenen Arten von Abgaben konnt' ich euch aus Mangel der Zeit nicht erklären. Davon wolltet Ihr nun jezt gerne unterrichtet seyn; nicht wahr?

Peter. Wir möchten eben gern wissen, wo's her kommt, daß man Steuer, und Accis, und Zoll, und Gült, und dergleichen bezahlen muß?

Pfarrer. Ich habe euch schon gesagt, warum die Menschen zu ihrem eigenen Vortheil sich Regenten unterworfen haben, und was der Regent alles zu besorgen hat, wenn dieser Vortheil erreicht werden soll. Wenn nun solchergestalten der Fürst seine Zeit auf die Regierung verwenden muß, so kann er nicht für seinen und der Seinigen Unterhalt sorgen. Wer hat nun aber den Vortheil von den Bemühungen des Regenten, welche machen, daß er die zu seinem und seiner Familie Unterhalt nöthigen Mittel nicht erwerben kann?

Heinrich. Die Unterthanen.

Pfarrer. Wer ist also schuldig für den Unterhalt des Fürsten und seiner Familie zu sorgen?

Heinrich. Auch die Unterthanen.

Pfar-

Pfarrer. Wie geschieht nun das?

Peter. Die Unterthanen müssen Abgaben geben.

Pfarrer. Richtig! Ist's aber damit gethan, wenn für den Unterhalt des Fürsten, versteht sich auf eine seiner hohen Würde angemessene Art, gesorgt ist? Sind sonst keine Ausgaben zum Besten des Landes nöthig?

Peter. Ja! wenn's nur das wäre! Aber die Räthe und Beamten müssen ja auch erhalten seyn —

Philipp. Und die Herrn Geistlichen —

Wendel. Und die Schulmeister —

Peter. Und die Soldaten und Officiere —

Wendel. Und Spitäler und Waisen- und Zuchthäuser muß man auch haben —

Pfarrer. Ihr seht selbst ein, daß dieses alles große Kosten erfordern muß. Auch müßten die Abgaben der Unterthanen größer seyn, als sie würklich beynahe überall sind, wenn man nicht noch mancherley andere Quellen von Einkünften hätte, womit viele Ausgaben bestritten, und also die Bürger erleichtert werden können.

Peter. Was sind denn das für Einkünften?

Pfarrer. Der Fürst hat meistentheils eigenes von seinen Voreltern ererbtes Vermögen. Dieses verwendet er für seine Bedürfnisse. Er thut damit den Vorschriften der Wohlthätigkeit, die eine so große Zierde der Fürsten ist, Genüge. Er unterstüzt die Armuth. Er macht schöne

Anlagen und Anstalten im Lande. Dadurch werden nun aber zugleich auch die Lasten des Bürgers erleichtert, weil der Fürst einen Theil seiner Bedürfnisse damit befriediget. Dies ist nun eine — in diesem oder jenem Land mehr oder weniger reichhaltige Quelle von Einkünften. Eine andere entspringt aus gewissen Rechten, die der Fürst als Fürst besitzet, und zwar als Mittel zu Beförderung und Erreichung des allgemeinen Endzweks, nehmlich der Glükseligkeit des Volks.

Peter. Wie ist denn das zu verstehen?

Pfarrer. Nicht wahr, der Fürst soll die Ruhe, und Zufriedenheit, und Glükseligkeit der Bürger erhalten und befördern?

Peter. Ja! ohne Zweifel.

Pfarrer. Würde er aber das mit gutem Erfolg thun können, wenn der Gebrauch solcher Dinge, welche zu Streit und Unruhe und zu einem unordentlichen Leben veranlassen könnten, allen Bürgern freygelassen würde?

Peter. Freilich wäre dieses nicht gut.

Pfarrer. So würde es aber z. E. mit der Jagd gehen. Viele würden ihr Hauswesen vernachläßigen und dem Wild nachziehen, darüber dann miteinander bisweilen in Streit gerathen, wo vielleicht endlich eine ganze Gemeinde d'rein verwickelt würde —

Wendel. Dergleichen Beyspiele hat man gehabt an Orten, wo freye Pürsch ist. An solchen Orten giebts auch leichter liederliche Wirths, als an andern, und 's würde oft übel

gehen, wenn die Obrigkeit nicht auch da doch ein Einsehen mit nähme.

Pfarrer. So wär's auch schädlich, wenn man alle Waldungen dem freyen Gebrauch der Bürger überließe. Bald würde man kein Holz mehr haben. Man hat daher viele Waldungen dem Regenten überlassen. Ueber diejenige aber, welche die Bürger besitzen, führt er die Oberaufsicht, damit durch unbedachtsame Wirthschaft kein Holzmangel im Land entstehe.

Peter. Hat's nicht auch so eine Bewandniß mit den Bergwerken?

Pfarrer. Die Bergwerke kann nicht leicht ein Bürger benutzen. Da gehören große Anstalten und Kosten dazu. Selbst eine Gesellschaft von mehreren Bürgern würde ohne Mitwürkung der Obrigkeiten selten vieles ausrichten. Manche Reichthümer der Natur würden also ohngenüzt liegen bleiben. Daher hat man den Bergbau zu einem Vorrecht der Regenten gemacht.

Aus diesen Rechten nun — dem Forst- und Jagdrecht, und dem Bergwerksrecht zieht der Fürst einen Theil seiner Einkünfte, indem er Holz und Wildpret, und Metalle, welche aus der Erde genommen, und gereiniget werden, verkaufen läßt. Dazu kommen noch Vortheile aus dem Geldmünzen, welches man schon des Betrugs wegen keinem Bürger erlauben darf, wie jeder leicht einsieht.

Philipp. Das ist sicher! Wenn jeder nur so Geld machen dürfte, so würde man vor

lauter

lauter falschem Geld endlich kein gutes mehr zu sehen bekommen.

Pfarrer. Auch ist es billig, daß Kaufleute oder andere, welche Waaren in- oder durch ein Land führen, für Schuz und Sicherheit, und für den Gebrauch der Straßen, die eigentlich dem Land, oder in dessen Namen dem Fürsten gehören, etwas bezahlen.

Peter. Ah! das ist Zoll und Geleit — nicht wahr?

Philipp. Begreiflich! Wenn's so ist, da ist's freylich eine ganz billige Sache damit. Aber wenn die Straße dem Land gehört, so sollten die Bürger doch nichts zahlen dörfen, und Schuz ist ja der Fürst ohnedem jedem schuldig?

Pfarrer. Im Land dürfen ja auch die Bürger nichts zahlen. Wenn sie aber etwas in's Land einführen, so kommt da auch noch ein anderer Grund dazu, warum sie Zoll geben müssen. Z. Ex. in unserm Land wächst Wein genug —

Wendel. Ja! mehr als wir verkaufen können.

Pfarrer. Ist's nun recht, daß man fremden Wein einführt?

Wendel. Nein! das hieße ja dem Bürger sein Brod wegnehmen.

Pfarrer. Ist's aber billig, wenn man schlechterdings allen fremden Wein verbietet?

Philipp. Das wäre nicht billig.

Pfarrer. Darum hat man nun einen Mittelweg gewählt. Wenn man Zoll davon zahlen muß, so muß der fremde Wein immer theurer werden, und wird also auch nicht soviel zum Nachtheil des innländischen Weins eingeführt?

Wendel. Das ist natürlich.

Pfarrer. So hat man's nun auch bey andern Sachen gemacht, je nachdem ein Land an diesem oder jenem einen Ueberfluß hat. — Das wäre also wieder eine Quelle von Einkünften. Eine andere Quelle machen heimgefallene oder herrenlose Güter, davon der Fürst die Einkünften beziehet; eine andere endlich die Vergehungen der Bürger, die man nicht gerne mit Leibes- oder Schandstrafen belegt, und doch nicht ohngestraft hingehen lassen will. In solchen Fällen müssen die Verbrecher mit Geld büssen.

Wann nun aber diese und dergleichen Einkünfte, ich nenne euch nur die vornehmsten davon — und vielleicht habt' ihr dabey schon Langeweile gehabt —

Wendel. Nein! gewiß nicht. Das dörfen Sie uns glauben. Wenn Sie uns nur auch vom Accis was sagen wollten?

Pfarrer. Ich komme eben darauf. Wenn solche Einkünften, von welchen ich eben geredet habe, nicht hinreichen, und daß sie hinreichen, ist wohl in keinem Land möglich, besonders weil man sie größtentheils nicht ohne große Unkosten erlangen kann, wenn sie also nicht hinreichen,

reichen, um damit alles das zu bestreiten, was zum Besten des Landes nothwendig ist, so müssen natürlicher Weise die Bürger ins Mittel treten und das Fehlende zuschießen, weil, was dem ganzen Land nüzlich ist, auch für den Einzelnen vortheilhaft wird, wenn er gleich nicht allemal unmittelbar und für seine Person Nutzen oder baaren Gewinn davon zieht. Wie kann man nun diesen Zuschuß von den Bürgern erhalten?

Peter. Wenn ein jeder nach Maßgab seines Vermögens monatlich oder vierteljährig, wie's nun gehalten wird, beysteuert.

Pfarrer. Ganz recht. Das wäre also die Steuer! Könnte man aber die Beyträge nicht auch auf die Köpfe vertheilen?

Peter. Ja! warum denn nicht?

Pfarrer. Oder auch zugleich mit der Vermögenssteuer, damit man diese nicht gar zu hoch ansetzen mußte, von den Lebensmitteln und dergleichen gewiße Abgaben nehmen, wo dann ein jeder, der was davon braucht, zu dem allgemeinen Bedürfniß beysteuern muß?

Peter. So kann man's wohl auch machen. Ist's ja bey uns so. Wenigstens meyn' ich, das ist der Accis.

Pfarrer. Er ist's auch, Meister Peter!

Peter. Aber Sie sagen uns auch noch etwas von den Gülten, Zinnsen und Frohnen?

Pfarrer. Von Herzen gern. Oft, wie ihr wohl wißt, meine Freunde, sind Arbeiten nöthig, wozu man um den Lohn keine Leute

bekäme. Diese Arbeiten sind entweder dem Regenten für seine Person oder dem ganzen Land, oder einer Bürgerschaft nüzlich und nöthig. Zu den beyden lezkern ist ohnedem jeder Bürger verbunden. Zu den erstern, welche nehmlich dem Regenten für seine Person nöthig sind, haben sich meistens die Bürger durch Verträge verpflichtet, nach welchen sie denn auch öfters einige Entschädigung, z. E. Wein und Brod erhalten. Selbst aber auch unter diesen Arbeiten sind manche, welche dem Land zugleich nüzlich, und wozu daher die Bürger verpflichtet sind. Dergleichen Arbeiten nun heißt man Frohnen. — Was aber Gülten und Zinnsen betrift, wovon müssen die gegeben werden?

Peter. Von gewissen Aeckern, und Wiesen und Weinbergen.

Pfarrer. Wo schreiben sich diese Weinberge, Aecker und Wiesen her?

Peter. Von der Gültherrschaft.

Pfarrer. Da habt ihr also den Ursprung dieser Abgaben vor den Augen.

Peter. Wie so, lieber Herr Pfarrer?

Pfarrer. Der Regent hatte, wie ihr wißt, größtentheils auch eigenes Vermögen, und darunter auch liegende Güter, so hatte er auch herrenlose oder durch Aussterben einer ganzen Freundschaft heimgefallene Güter zu nutzen und zu nießen; auch gab es Adeliche, oder Kirchen und Schulen im Land, die große Grundstücke besaßen. Diese gaben nun einen Theil solcher

Grund-

Grundstücke Ackersleuten, hin und wieder auch Handwerkern ein, damit sie Häuser d'rauf bauen, und das Feld urbar machen, und anpflanzen sollten. Diese Leute erhielten nun ihr Feld umsonst, oder doch um einen ganz geringen Preiß, machten sich aber verbindlich, von den Hausplätzen und Feldgütern jährlich gewisse Abgaben an Früchten, bisweilen auch an Gänsen, Hühnern und dergleichen zu entrichten. Und daher kommen denn: Rauchhaber und Rauchhennen, Gült-Früchten — und Gänse — und Hühner — so wie auch Zinnß- und Bodenweine.

Peter. Da müssen aber die Güter noch nicht so rar gewesen seyn, als jezt. Denn wenn man die Aecker umsonst oder recht wohlfeil bekommen hat, so war für die Gültherren der Profit nicht groß.

Pfarrer. Freylich waren damals, als die Güter so hingegeben wurden, die Menschen rarer, als die Güter. Viele wurden ehemals sogar frey von allen Abgaben und ohnentgeldlich hingegeben, und man war noch froh, nur Leute d'rauf zu bekommen. So konnte man doch wenigstens Zehenden bekommen.

Peter. Ey! da erinnern Sie mich gerade recht daran. Ich hab' Sie schon ein paarmal bitten wollen, uns doch zu sagen, wie's gekommen ist, daß man **Zehenden** geben muß —

Pfarrer. Das will ich herzlich gern thun. Ihr erinnert euch doch noch, was ich von der Nothwendigkeit des Unterrichts in allem, was

uns zu unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt zu wissen nüzlich und gut ist, gesagt habe, und wie die Obrigkeit dafür sorgt?

Wendel. Sie bestellt Pfarrer und Schullehrer.

Pfarrer. Wenn aber diese mit dem Unterricht des Volks sich beschäftigen, können sie denn auch noch für ihren und der Ihrigen Unterhalt sorgen?

Wendel. Nein! das können sie nicht.

Pfarrer. Wer muß also dafür sorgen?

Wendel. Die Obrigkeit muß sie besolden.

Pfarrer. Zu wessen Besten thut aber dies die Obrigkeit?

Wendel. Zum Besten der Unterthanen.

Pfarrer. Wenn nun die Einkünften, welche die Obrigkeit schon hat, nicht dazu hinreichen, von wem kann man mit Recht den nöthigen Zuschuß fordern?

Wendel. Von den Unterthanen. Wo sollt er denn sonst herkommen?

Pfarrer. Ganz recht. Nun mußten also die Unterthanen mehr Steuern geben, oder auf eine andere Art die erforderlichen Beyträge leisten. Fällt es euch bey, was im alten Testament wegen des Unterhalts der Priester und Leviten verordnet ist?

Wendel. Sie sollen alle Zehenden haben in Israel für ihr Amt. 4 B. Mose 18 Cap.

Pfarrer. Diesem Beyspiele folgte man nun in den meisten christlichen Ländern. Die **Zehenden** wurden vorzüglich zum Unterhalt der

der Lehrer des Volks gewiedmet. In der Folgezeit wurde es aber an manchen Orten für besser gehalten, den Einzug dieser Abgaben der Obrigkeit zu überlassen, damit nehmlich die Geistlichen durch Besorgung des Einzugs nicht in ihrem Amt gestört, und auch nicht mit den Bürgern in Verdruß gerathen möchten. Dagegen übernahm's die Obrigkeit, die Kirchen- und Schuldiener zu besolden.

Peter. Wie kommt es aber, daß an manchen Orten Fremde den Zehenden haben?

Pfarrer. Ich habe euch schon oben gesagt, daß bisweilen Fremde durch Verträge oder Herkommen das Recht haben, an einem Ort die Geistlichen zu ernennen. Meistens müssen diese Fremde nun auch zu den Besoldungen beytragen, oder sie gar ganz geben, nicht minder die Pfarr- und Schulhäuser, bisweilen sogar die Kirchen bauen und erhalten. Dafür beziehen sie nun den Zehenden. Manchmal wurden auch in Fällen der Noth die Zehenden und andere Gefälle an Fremde verkauft, die Besoldungen aber mußten dennoch von der Obrigkeit gegeben werden. — Und so, meine Freunde, glaube ich euch den Ursprung der vornehmsten Abgaben, so gut ich's konnte, erzählt zu haben —

Philipp. Wir danken ihnen auch recht sehr dafür. Sie haben uns manchen Scrupel benommen.

Pfarrer. Das freut mich recht sehr. Denn ich habe keinen sehnlichern Wunsch, als Zufriedenheit und Ruhe unter meinen Nach-

barn und Mitbürgern verbreitet zu sehen. Es ist so ein großes Glük in Ruhe und Frieden beyeinander zu leben. Und dieses Glük schafft uns bürgerliche Ordnung und eine gute Obrigkeit. Wäre es möglich, meine Freunde, und glaubt ihr, nach all' dem, was ich euch bisher gesagt habe, daß die Menschen miteinander leben könnten ohne Obrigkeit?

Philipp. Es könnte freylich nicht gut thun, das sehen wir nun wohl ein. Da würde jeder des andern Herr seyn wollen, und der müßte wohl geschikt seyn, der mit lauter guten Worten alle Köpfe unter einen Hut bringen wollte —

Pfarrer. Ja! das würde freylich größtentheils ein ungewöhnliches Werk seyn. Da würde es denn oft Streit und Blutvergießen geben. Die Menschen würden einander fliehen. Keine Gesellschaft kann so bestehen.

Philipp. Giebt's denn auch noch Leute, die in keiner Gesellschaft beyeinander wohnen.

Pfarrer. Freylich giebt es noch solche unglükliche Menschen. Denkt euch nur den betrübten und hülflosen Zustand, in welchem ein Mensch ohne Gesellschaft leben muß! Die Erde ist sein Lager, der Himmel sein Obdach! Nöthigt ihn die strenge Witterung oder die Furcht vor wilden Thieren einen sichern Zufluchtsort zu suchen, so ist alles, was er allein zu Stande bringen kann, eine elende Hütte mit Moos oder Erde bedekt, oder eine Höle, die er mit seinen Händen in die Erde grabt.

Wur-

Wurzeln und Baumfrüchte, und das Fleisch des Wildes, das er mühsam fängt, oder auf andere Weise tödtet, sind seine Nahrung. Die Haut des getödteten Wildes ist seine Kleidung. Keine bequeme Werkzeuge erleichtern ihm seine beschwerlichen Arbeiten. Keine Handwerke und Künste, die sein Leben bequem und angenehm machen. Er allein muß sich alles seyn. — Und dann sein Verstand? der bleibt roh und unaufgeklärt, und unwissend in göttlichen und menschlichen Dingen. Für ihn ist nirgends Sicherheit weder seiner Person noch seines Eigenthums, als allein in seiner eigenen Stärke. Und wie oft kann die zu schwach seyn? Doch hat er keine Gesetze, die ihn schützen; keine Obrigkeit, die die Gesetze handhabt.

Wendel. Das ist wohl recht betrübt. Aber die Menschen müssen's doch bald merken, daß es besser ist, wenn sie sich ordentlich zusammen halten?

Pfarrer. O! mein guter Herr Wendel! das dauert oft lange, bis die Menschen zu dieser Erkenntniß kommen. Geschieht es aber, tretten sie in Gesellschaft, unterwerfen sie sich Gesetzen und Obrigkeiten; so verschwindet bald die traurige Lage, die ich so eben beschrieben habe.

Peter. Aber so geschwind kann doch auch nicht alles besser werden?

Pfarrer. Freilich nicht! Doch ist es schon großes Glük, wenn nur einer den andern nicht mehr fürchten darf. Wenn's einmal so weit ist,

so

so darf doch einer nicht mehr besorgen, von dem Stärkern ohngestraft beleidiget, verlezt, oder beraubt, von dem Listigern ohnentschädiget überlistet und betrogen zu werden. Mit jedem Jahre kommt dann eine neue Wohlthat. Heilsame Geseze schüzen den Bürger. Obrigkeiten wachen für seine Sicherheit und Ruhe. Er hat Nachbarn, Freunde, Mitbürger. Einer hilft dem andern. Einer arbeitet für den Andern; der Künstler und Handwerker für den Ackersmann, dieser für jene, die Obrigkeit und ihre Räthe und Beamte für alle, und alle wieder für diese. Die Nahrungssorgen werden erleichtert. Der Verstand wird angebaut mit nüzlichen und heilsamen Kenntnissen. Künste und Wissenschaften entstehen. Gottesverehrung — Religion verbindet die Menschen näher miteinander, giebt ihnen frohe Aussichten für die Zukunft jenseits des Grabes, ermuntert die Guten, bestrafet und bessert die Bösen, belehret alle, und bietet ihnen treue Rathgeber und Lehrer an. Die Mittel und Wege sich zu ernähren, werden vermehrt. Einem zärtlichen Vater gleich sorgt die treue Obrigkeit für die Sicherheit, Ruhe, Zufriedenheit, Gesundheit — selbst für das Vergnügen der Bürger. Wenn ich arm, kraftlos, alt und schwach bin, wer steht mir bey, wenn ich keine Freunde, keine Nachbarn, keine Mitbürger, keine für mich sorgende Obrigkeit habe? Bin ich krank, wer bringt mir Heilmittel, wo kein Arzt ist?

Alle

Alle diese Vortheile kann nur die Gesellschaft den Menschen gewähren, und auch diese nur dann, wann **bürgerliche Ordnung** herrscht, wann Gesetze und Obrigkeiten vorhanden sind. Welch' Glük für uns zu einer Zeit zu leben, wo das Menschengeschlecht schon so weit gekommen ist, Gesetze und Obrigkeiten zu haben! Wie traurig wäre es, wenn wir dies Glük durch Auflösung der bürgerlichen Ordnung stören wollten! Und wem, meine Freunde, haben wir es zu danken?

Wendel. Dem lieben Gott, dem wir alles zu danken haben, was wir sind und haben.

Pfarrer. Ja! Allgütiger! dir danken wir diese große Wohlthat! Du hast uns die Einsicht gegeben, die uns überzeugte, daß es heilsam und gut für uns sey, Gesetze und Obrigkeiten zu haben! Aus deiner Hand haben wir sie also empfangen. Dank und Lob, und Preis sey dir dafür in Ewigkeit! — Auch das Evangelium lehrt uns, daß **Er**, der Allmächtige, unser Schöpfer und Erhalter, unser Herr und Richter, einen Theil seiner Majestät der Obrigkeit aufgetragen hat. Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. **Sie ist Gottes Dienerin dir zu gut!** — sagt der H. Paulus. Römer 13, 1. 4.)

Wenn also die Obrigkeit von Gott ist, wenn sie zum Glük der Menschen da ist, wenn sie, um dieses Glük zu befördern, alle die

Rechte

Rechte hat, von welchen wir bisher gesprochen haben; müssen denn nicht auch die Bürger mit helfen, daß die Obrigkeit ihre Pflicht erfüllen und durch Ausübung ihrer Rechte die allgemeine Glükseligkeit befördern könne?

Peter. Ohne Zweifel sind das die Bürger schuldig.

Pfarrer. Wie können sie es aber am besten erfüllen?

Peter. Wenn sie der Obrigkeit getreu und hold sind, ihre Gebot' und Verbot halten, Nutzen fördern und Schaden warnen, wie's im Bürger-Eyd heißt.

Pfarrer. Also — kurz gefaßt! daß sie der Obrigkeit strengen Gehorsam leisten! Und das ist auch der Wille Gottes. Jedermann, heißt es Römer 13, 1—5. sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung. Die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfahen. Denn die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so thue Gutes, so wirst du Lob von derselbigen haben. Denn sie ist Gottes Dienerin dir zu gut. Thust du aber Böses, so fürchte dich. Denn sie träget das Schwerdt nicht umsonst; Sie ist Gottes Dienerin; eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut. So seyd nun aus Noth unterthan; (gehorcht aus Ueberzeugung euerer Pflicht;) nicht allein um der

Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen; (nicht blos aus Furcht vor der Strafe, sondern auch, weil ihr die Nothwendigkeit und den Nutzen eures Gehorsams einsehet.) Darauf gründet dann auch der Apostel die Schuldigkeit, Abgaben zu geben, weil ohne diese kein Staat bestehen könnte. Er fährt daher fort: (vers 6. u. 7.) Derhalben müßt ihr auch Schoos geben; denn sie sind Gottes Diener, die solchen Schuz handhaben. So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seyd: Schoos (Steuer) dem der Schoos gebüret; Zoll, dem der Zoll gebüret; Furcht, dem die Furcht gebüret, Ehre dem die Ehre gebüret. —

Peter. Aber wo ist dann hernach die Freyheit, lieber Herr Pfarrer; wenn man nichts als Abgaben geben und strengen Gehorsam leisten soll? Und der Bürger ist doch auch kein Sclav.

Pfarrer. Auch soll er das nicht seyn. Keine rechtschaffene Obrigkeit wird über Sclaven regieren wollen. Sie läßt dem Bürger gerne seine natürliche Freyheit; so weit es das allgemeine Beste erlaubt. Aber diesem zu Gefallen ist manche Einschränkung nöthig, wovon nicht jeder gleich den Grund einsieht. Da meynt mancher, er werde unterdrükt, und murrt und ist unzufrieden, und schreyt nach mehr Freyheit. Da kann's oft Unruhen und Zwietracht, vielleicht gar Aufruhr im Lande geben, ohne daß die Leute recht wissen, warum? Sie wollen eben ihre Rechten haben, und glauben, Wunder,

was

was dahinter stecke, und am Ende haben sie's nur übel verstanden.

Wendel. Ja! Ja! das glaub' ich selbst. Haben wir ja lezthin unter der Linde draußen auch über Sachen gestritten, wovon wir nichts verstanden haben, wie wir nun wohl sehen. Wenn Sie uns eben unser Gefrag nicht übel nehmen wollten, Herr Pfarrer, so gäbs freylich noch allerhand, was Sie uns erklären könnten; 's giebt so immer ein Wort das andere, und je mehr man lernt, desto mehr wünschte man gerne noch zu wissen.

Pfarrer. Wißbegierde macht jedermann Ehre. Die eurige, so gut ich kann, zu befriedigen, macht mir Vergnügen. Aber heute möcht' ich gerne noch den kranken Bernhard besuchen. Wollt ihr am Sonntag wieder zu mir kommen? Oder Samstag Abends in der Feyerstunde?

Peter. Wie's ihnen geschikt ist, Herr Pfarrer. Wir können ja wieder nachfragen.

Pfarrer. Ist nicht nöthig. Kommt immerhin geradezu. Ich bin ja zu Hause, und seh' euch allezeit gern bey mir.

Fünftes Gespräch.

Ich wartete am Samstag nicht vergeblich. Meine Gesellschaft blieb nicht aus. Wendel brachte eine Zeitung mit. Peter, Philipp, Michel, Wilhelm und Georg machten ganz politische Gesichter.

Georg. Sey er doch so gut, Herr Wendel, und geb' er dem Herrn Pfarrer seine Zeitung. Was Sie wohl sagen werden zum Anfang —

Wendel. Ey was! 's soll ein jeder vor seiner Thüre kehren, und andere Leute für sich sorgen lassen — das ist meine Meinung — Da, Herr Pfarrer, was denken Sie dazu? (giebt ihm die Zeitung.)

Pfarrer. (liest.) So! ein Aufruf an die gedrükte Menschheit in Deutschland. Deutschlands Völker sollen schwören zur Fahne der Freyheit und Gleichheit! Oder auf gut deutsch: ihre rechtmäßigen Regenten und Obrigkeiten absetzen, ihrer Mitbürger Eigenthum und Rechte und Gerechtigkeiten angreifen, verletzen, und berauben, sich in den Abgrund eines bürgerlichen

Krieges stürzen. Was haltet ihr davon, liebe Freunde?

Wendel. Daß so was leichter gesagt, als gethan ist.

Pfarrer. Auch finden dergleichen Aufforderungen, die man bisher immer für unerlaubt, und selbst im Krieg für Verbrechen gegen das Völkerrecht hielt, und die jeder wahre Freund der Menschheit immer dafür halten wird — Glaubt mir, meine Freunde, eine **vernünftige** Freyheit ist mir über alles theuer. Sie ist die Grundsäule alles irrdischen Glüks! Ohne sie ist die bürgerliche Gesellschaft ein elendes, zwekloses Ding! Aber ich hasse, als Bürger und als Christ, jene Freyheit, die allen alles gegen alle erlaubt, die die Bande des Gehorsams gegen eine rechtmäßige Obrigkeit auflößt, die auf Empörungen sich stüzt, und unter Mord und Brand, und wilder Grausamkeit despotischer die Menschheit beherrschet, als der gröste Wüthrich, der je auf einem Throne saß — Haltet mich also für keinen partheyischen Vertheidiger der Unterdrückung und Sklaverey. Allein das wahre Wohl, und die Ruhe unseres Vaterlandes — euer und mein Wohl — eure und meine Ruhe ist das Ziel meiner Wünsche. Doch ich vergesse mich — Aufforderungen zum Aufstand gegen die Obrigkeiten, wollt' ich sagen, finden doch nicht überall bey unsern Mitbürgern so leichten Eingang. Wie schön, wie muthvoll, wie deutsch handelten die **edlen Frankfurter!** „Wir sind mit unserer

„Ver=

„Verfassung zufrieden, wir wollen nicht das „gewiße wagen fürs ungewiße, wollen treu „bleiben unserem Kaiser, unserem Vaterland, „unserer Obrigkeit;" erklärten sie freymüthig und standhaft. Welche Ehre für die Obrigkeit sowohl, als für die Bürger Frankfurts!

Philipp. Ja! die haben eben eine gute Obrigkeit. Aber das ist doch nicht überall so im deutschen Reich.

Pfarrer. Ich will zugeben, daß es nicht überall gleich ist; daß hin und wieder noch manches besser seyn könnte. Aber doch getrau' ich mir's zu beweisen, daß ein Aufstand deutscher Bürger gegen ihre Obrigkeit unklug, ungerecht, und wohl überall für sie selbst sehr unglüklich wäre.

Wendel. Ich glaub' das auch; ob ich gleich nicht einsehe, wie alles zusammenhangt.

Georg. Aber wenn man's doch besser bekommen könnte! wenn alle frey würden — Freilich das seh' ich jezt wohl ein, so wie Sie's uns erklärt haben, Herr Pfarrer, müßte man immer Abgaben bezahlen — aber doch nicht so vielerley —

Pfarrer. Das könnte seyn! Das ließe sich aber auch in aller Ruhe anders einrichten. Was käme aber dabey heraus? Ohne Richter, ohne Verwalter der öffentlichen Einkünfte, ohne Lehrer, ohne Soldaten und Officiere, ohne Männer, die im allgemeinen fürs Wohl der Bürger Sorge trügen, Gesetze in seinem Namen machten, ausführten und handhabten,

ohne öffentliche Anstalten, z. Ex. Spitäler, Waisen- und Arbeitshäuser und dergleichen, könnte doch kein Land bestehen. Nicht wahr?

Georg. Freilich nicht!

Pfarrer. Das alles macht aber, wie ich schon gezeigt habe, große Unkosten. Damit nun diese bestritten werden können, müssen die Bürger von ihrem Vermögen beytragen. In den meisten Ländern giebt nun jeder, was ihn trift, theils an Früchten, theils an Geld, theils an Diensten. Das macht freilich vielerley Abgaben und Lasten. Was hilfts aber, wenn man nun alles zusammen rechnet, zu Geld anschlägt, und jeder Bürger jährlich eine desto größere Geldsumme bezahlen läßt? Ist der Bürger dadurch erleichtert?

Wendel. Ja! da kämen wir schön an! Baar Geld hat unser einer immer wenig. Aber was er so an Zehenden und dergleichen giebt, das spürt er nicht so sehr. Und dann alle Frohnen blieben doch nicht aus. Weg und Steg müssen ja doch erhalten seyn.

Georg. Die könnte man ja durch Taglöhner machen lassen.

Wendel. Und die müßten die Bürger auch bezahlen. Nicht wahr?

Georg. Ja so! das wäre freilich auch nicht gut. Ich hab' oft keinen Groschen im Haus, aber arbeiten kann ich doch! Ich meine eben nur, 's wär' doch schön, wenn wir freye Leute wären.

Pfarrer. Aber was ist denn die Freyheit, die ihr euch vorstellt?

Georg. Daß eben jeder thun darf, was er will.

Pfarrer. Also, gesezt wir wären auf diese Art frey, und es fiele einem ein, dem andern ein Stük Vieh, oder einen Acker, oder sonst was weg zu nehmen, oder ihn zu prügeln, oder gar todt zu schlagen, so wäre das recht, weil jeder thun darf, was er will?

Georg. Ey, behüte Gott! das wäre gewiß unrecht. 's ist ja gesagt: du sollst nicht tödten! Du sollst nicht stehlen!

Pfarrer. Wenn nun aber das nicht in der heil. Schrift verboten wäre, wär's dann doch recht?

Georg. Nein! Es sieht's ja jeder ein, daß man so nicht beyeinander leben könnte, wie's uns auch der Herr Pfarrer schon bewiesen hat.

Pfarrer. Also mit der Freyheit, wie Nachbar Georg sich's vorstellte, wärs nichts.

Georg. Ja! 's war auch nicht so gemeint. Ich dachte nur nicht daran.

Pfarrer. Wenn also Menschen beyeinander leben wollen, so müssen sie ihre Handlungen so einrichten, daß sie auch ruhig und zufrieden beyeinander leben können. Denn was anders ist ihre Absicht, als ruhig, zufrieden und glüklich zu leben?

Wendel. Das haben Sie uns schon klar genug gemacht, Herr Pfarrer. Und jeder

Bauer muß es mit seinem gesunden Menschenverstand begreifen.

Pfarrer. Nun hab' ich euch bewiesen, daß dazu bürgerliche Ordnung nöthig ist — und daß diese nur durch eine ordentliche Obrigkeit erhalten werden kann. Wenn ihr nun ruhig und sicher leben wollt, was muß jeder beobachten?

Peter. Daß keiner dem andern was zu leid thut.

Pfarrer. Und wenn ihr glüklich leben wollt, so muß einer dem andern beystehen, und alle müssen dazu beytragen, daß das ganze Land in stetem Wohlstand bleibe. Nicht wahr?

Peter. Das ist natürlich.

Pfarrer. Wie müssen also die Bürger ihre Handlungen weiter einrichten?

Peter. Daß sie das gemeine Beste fördern, und gemeinen Schaden wehren.

Pfarrer. Also dörfen die Bürger nicht nur keine Handlungen thun, die schädlich sind, sondern sie sind auch zu Handlungen verpflichtet, welche dem gemeinen Wesen nüzlich sind. Wenn nun das so ist, was bleibt übrig, das sie frey und ungehindert thun dürfen?

Peter. Was niemand schadet.

Pfarrer. Richtig. Alles nehmlich dörfen sie thun, was weder einem einzelnen Mitbürger noch dem gemeinen Besten schadet. Was müssen sie aber auch dagegen thun?

Peter. Was zum gemeinen Besten dient.

Pfar-

Pfarrer. Müssen sie aber auch außerdem noch mehr thun?

Peter. Ich glaube nicht.

Pfarrer. Auch fordert das keine rechtschaffene Obrigkeit. Wenn also der Bürger alles thun darf, was weder einem einzelnen Mitbürger noch dem gemeinen Besten schadet, und nichts thun muß, als was zum gemeinen Besten dient, was ist er dann?

Peter. Frey. Wenn ich's anderst recht verstanden habe.

Pfarrer. Ganz recht hat ers verstanden. Eine andere Freyheit kann's für Bürger nicht geben. Denn — wär es nicht unvernünftig, wenn es erlaubt wäre, Sachen zu thun, die den Mitbürgern oder dem gemeinen Wesen schaden?

Georg. Freilich wär es unvernünftig.

Pfarrer. Und wenn man die Bürger nicht anhalten dörfte, zu thun, was dem gemeinen Wesen nüzlich und nöthig ist, wie würd' es da gehen?

Wendel. Unter fünfzig würde kaum einer seine Schuldigkeit von freyen Stücken thun.

Pfarrer. Das beweißt die tägliche Erfahrung. Kann nun aber jeder für sich selbst ausmachen, was er thun oder nicht thun darf, und was er thun muß oder nicht thun muß.

Wendel. Ey! da würd's oft schön heraus kommen. 's giebt gar eigennüzige Leute.

Pfarrer. Wer muß nun aber dafür sorgen, daß jedem sein Recht wiederfährt, und daß das gemeine Beste befördert wird?

Peter. Die Obrigkeit.

Pfarrer. Wer darf also bestimmen, was der Bürger thun darf oder nicht, und was er thun muß oder nicht thun muß?

Peter. Auch die Obrigkeit.

Pfarrer. Wie macht das nun die Obrigkeit?

Wendel. Durch Gebote und Verbote.

Pfarrer. Oder mit einem Wort: durch Gesetze. Diese Gesetze aber muß die Obrigkeit so einrichten, daß sie nur das verbietet, was der Bürger nicht thun darf, und nur das gebietet, was er zu thun schuldig ist. Und darinn besteht dann die Freyheit der Bürger.

Philipp. Wer steht uns aber dafür, daß es die Obrigkeit nicht weiter treibt?

Pfarrer. Treu und Glauben! Denn was hat die Obrigkeit für Nutzen davon, den Bürger zu drucken ohne Noth? Und hat nicht jede Obrigkeit einen Richter über sich im Himmel, dem sie einst schwere Rechenschaft geben muß? Darum ist auch jeder Unterthan schuldig, Zutrauen zu haben zu seiner Obrigkeit, daß sie ihm nicht mehr zumuthe, als wozu sie berechtiget ist. Und dies Zutrauen kann besonders der Deutsche zu seiner Obrigkeit haben.

Peter. Wie so? Herr Pfarrer.

Pfar-

Pfarrer. Weil ihn die Verfassung seines Vaterlands gegen Unterdrückung sichert.

Philipp. Ah! davon haben Sie schon zuvor was gesagt.

Pfarrer. Ja! ich habe gesagt: ich getraue mir's zu beweisen, daß ein Aufstand deutscher Bürger gegen ihre Obrigkeit unklug, ungerecht, und wohl überall für sie selbst sehr unglüklich wäre.

Philipp. Wenn sie uns doch das ein wenig näher erklären wollten!

Pfarrer. Das will ich recht gerne. Das deutsche Reich besteht, wie ihr wißt, aus mehreren großen und kleinen Ländern, oder Staaten, aus Churfürstenthümern, Herzogthümern, Fürstenthümern, Bißthümern, Abteyen und ihren Gebieten, Grafschaften, Herrschaften, Städten und ritterschaftlichen Gebieten. Diese sind alle von einander ohnabhängig. Keiner hat dem andern etwas zu befehlen. Die Bewohner eines jeden Landes machen gleichsam ein besonderes Volk aus, wovon beynahe keines auf einerley Art regiert wird. Ein Land ist groß und mächtig, das andere nur mittelmäßig, manches klein und ohnmächtig. Ihr wißt selbst, daß unter den verschiedenen deutschen Völkerschaften viel gegenseitiger Neid herrscht. Ihr seht das an euern Nachbarn und an euch selbst —

Wendel. Ja wohl! 's ist ein wahrer Spott, wie immer eins gescheuter seyn will, als das andere.

Peter. Und vornehmer, und reicher und mächtiger —

Philipp. Ja! so machen's uns unsere Nachbarn auch.

Pfarrer. Und ihr bleibt ihnen bey Gelegenheit nichts schuldig?

Peter. Ja! man weißt freilich als auch etwas über sie.

Pfarrer. Nun, seht! dieser Neid taugt nichts. Wir haben ja alle ein gemeinschaftliches Vaterland; sind alle Deutsche; alle Mitbürger und Brüder. Ists nicht schändlich, wenn wir uns untereinander verachten und herabsetzen? Aber ein großes Glük ist es für uns, daß der gegenseitige Neid unter uns nicht so viel Unheil anrichten kann, als unter andern Umständen gewiß geschehen würde.

Wendel. Wie das? lieber Herr Pfarrer.

Pfarrer. Dieser Neid und Haß bleibt oft nicht unterm Volk allein. Er theilt sich auch den Großen, den Vorstehern des Volks mit. Da giebts denn nur desto leichter Eifersucht und Streit; und am Ende Gewaltthätigkeiten und Kriege. Das wäre nun in Deutschland um so gefährlicher, da die verschiedenen Länder so sehr verschieden sind an Größe und Macht; in der Religion und in der Regierungsform.

Wendel. Ja! da würd's freilich gewaltig drunter und drüber gehen —

Pfarrer. Und dafür ist zu unserm Glük gesorgt.

Peter. Womit denn, werther Herr Pfarrer?

Pfarrer. Dadurch, daß die verschiedenen Länder, woraus unser deutsches Vaterland bestehet, nur ein großes Reich ausmachen, daß sie alle durch ein gemeinschaftliches Land verbunden sind, daß sie sich gemeinschaftlichen Gesetzen und einem gemeinschaftlichen Oberhaupt, dem Kaiser, unterworfen haben.

Peter. Was hilft denn aber das?

Pfarrer. Es hilft Ruhe und Frieden erhalten im Land. Wenn ein deutscher Fürst mit dem andern, ein Land mit dem andern in Streitigkeiten geräth, so braucht keiner zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen, um sein Recht durchzusetzen. Alle haben sich miteinander verbunden, durch friedliche Urtheile ihre Streitigkeiten ausmachen zu lassen. Auch darf der Schwache sich nicht fürchten vor der Uebermacht des Starken. Denn die Gesetze des Reichs, der Kaiser, und die Reichsgerichte verbieten und verhindern alle Gewalt. Alle Mitglieder des Reichs sind verbunden, einander zu beschützen und zu vertheidigen, gegen Fremde oder Einheimische, die sie angreifen oder beleidigen, und gegen einander nur in dem Wege Rechtens zu verfahren.

Philipp. Das ist nun wohl alles gut für die Herren, aber was haben denn die Unterthanen für Vortheil davon?

Pfar-

Pfarrer. Ist denn das kein Vortheil für die Unterthanen, wenn Ruhe und Friede erhalten wird im Land?

Philipp. Das ist wahr. Daran hab' ich nicht gedacht. Die Unterthanen müssen ja doch immer ihren Herren beystehen, wenn's zum Treffen kommt. Da ist's natürlich besser, wenn diese ihre Sache unter einander im Frieden ausmachen.

Pfarrer. Daß nun das in Deutschland den Gesetzen gemäß so geschehen muß, ist schon kein geringer Vortheil für uns Deutsche. Aber es ist nicht der einzige. Die deutsche Bürger haben vor den Bürgern anderer Staaten noch große Vorzüge.

Peter. Sie sagen da: die deutsche Bürger. Sind dann jezt wir, zum Exempel, in ganz Deutschland Bürger? Wir müssen ja doch, wenn wir in ein anderes Land ziehen, da wieder Bürger werden, und Bürgergeld zahlen?

Pfarrer. Alle Deutsche haben ein allgemeines Oberhaupt, den Kaiser, und ein allgemeines Vaterland, das deutsche Reich. Darum sind wir auch alle deutsche Bürger. Aber da das Reich in mehrere Länder vertheilt ist, so sind wir dann auch jeder in seinem Land Bürger. Wenn wir nun in ein anderes Land ziehen, so ist es natürlich, daß wir da wieder zu Bürgern angenommen werden, und Bürgergeld zahlen müssen.

Peter. Das ist aber doch sonderbar! So vielerley Länder und alle zusammen doch wieder nur Ein Land — und groß und klein untereinander. Und wie das alles in der Ordnung bleibt?

Pfarrer. Sonderbar, und einzig in ihrer Art finden auch Gelehrte die deutsche Verfassung. Die Erhaltung der Ordnung bey dieser großen Vermischung ist eine Wohlthat unserer Gesetze. Nicht wahr, es ist doch gut, wenn man weißt, woran man ist — der Herr, was er für Rechte hat; der Unterthan, was er von seinem Herrn zu erwarten hat, und was er dagegen zu thun und zu leisten verbunden ist?

Wendel. Ohne Zweifel ist das sehr gut.

Pfarrer. Nun erkennt man zwar die Rechte und Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen schon aus der Absicht, warum diese sich einer Obrigkeit unterworfen haben, wie ich's euch auch schon gesagt habe. Aber in unserm lieben Vaterland ist noch weiter gesorgt. Unser allgemeines Reichsoberhaupt, der Kaiser, regiert nur nach deutlichen und bestimmten Gesetzen, welche seine Rechte und Pflichten aufs genaueste festsetzen. Eben solche Gesetze sind den Ständen des Reichs, den besondern Obrigkeiten der einzelnen Länder vorgeschrieben.

Peter. Was hat denn aber der Kaiser für Rechte?

Pfarrer. Er sorgt im allgemeinen für das Beste des Reichs und aller seiner Angehörigen.

Er vertheidigt die Rechte, und besorgt alle gemeinschaftliche Angelegenheiten desselben vereinigt mit den Ständen des Reichs. Er ist aufmerksam auf alles, was des Reichs Sicherheit, Ruhe und Frieden von innen und außen betrift. Er giebt gemeinschaftlich mit den Ständen Gesetze zum allgemeinen Besten. Er ist der einzige und allgemeine oberste Richter, in dessen Namen und Gewalt die Gerichte des Reichs die Obrigkeiten und Unterthanen in gleicher Maße bey ihren Rechten schützen und erhalten. Auch auf die sorgfältige Verwaltung der Gerechtigkeit in dem ganzen Reiche und dessen einzelnen Ländern hat er ein wachsames Auge. Kurz! er ist der Schützer und Fürsorger des Reichs.

Wendel. Das ist alles recht schön und gut. Aber, ich hab's schon hundertmal gehört, 's ist ja doch jeder Herr in seinem Land —

Pfarrer. Das ist auch jeder deutsche Regent; aber nur nach den Gesetzen, welche ihm den Kaiser zum Oberhaupt und Richter geben. Und das ist eine große Wohlthat.

Wendel. Wie so, lieber Herr Pfarrer?

Pfarrer. Seine Frage, guter Herr Wendel, bringt uns wieder auf das zurük, wovon Meister Peter uns abgebracht hat. — Aber wir haben sie zum Theil schon zuvor beantwortet. Doch — was meynt er, wenn ganz unabhängige Staaten in Streitigkeiten miteinander gerathen, wer ist ihr Richter?

Wendel. Das weiß ich nicht. 's ist ja keiner über ihnen —

Pfarrer. Also — wenn sie im Frieden nicht einig werden können, so giebts Krieg und Blutvergießen. Das Glük der Waffen muß den Streit entscheiden. Nicht so in Deutschland. Die Gesetze sind der Schuz der Schwächern, und Schiedsrichter der Streitenden. Die Gerichte des Reichs, wozu bey einem derselben die Stände selbst den grösten Theil der Richter bestellen —

Peter. Das ist beym Cammergericht zu Wezlar, nicht wahr?

Pfarrer. Ja! da ists — also — dieses und der kaiserliche Reichshofrath, beyde die einzigen höchsten Gerichte des Reichs, schlichten in Fried und Ruhe die Streitigkeiten, worein die Regenten einzelner deutschen Länder mit einander verwickelt sind. Sorgenfrey können die Unterthanen ihre Felder bestellen, und ihre Handthierungen treiben, während sie vielleicht, wenn die Reichsverfassung nicht wäre, die Waffen ergreiffen, und für die Rechte ihres Regenten streiten müßten. Sehet! das ist, wie ihrs zuvor schon mit mir bemerktet, eine große, unschäzbare Wohlthat unserer vaterländischen Verfassung —

Peter. Das ist klar und deutlich. Wie oft haben benachbarte Fürsten Disspüten miteinander, und was wäre das für ein Elend, wenn's allemal einen Krieg gäbe?

Pfar-

Pfarrer. Ein unübersehbares Elend wäre es. Aber das ist nicht die einzige Wohlthat unserer Verfassung. Erinnert ihr euch, was ich zuvor sagte von den Regenten der einzelnen deutschen Länder?

Peter. Daß ihnen auch Gesetze vorgeschrieben seyen?

Pfarrer. Die Regenten sind auch Menschen, und eben daher mancherley Irrthümern unterworfen. Um nun den deutschen Bürger gegen die Folgen solcher Irrthümer zu schützen, haben wir Gesetze, welche für ihn sorgen, und Gerichte, welche Recht sprechen, ohne Ansehen der Person. Aber auch die Bürger, und diese noch mehr, als die Regenten, weil ihr größter Theil weniger unterrichtet ist, können leicht in Irrthümer gerathen, und durch diese zu gefährlichen und ungerechten Unternehmungen verleitet werden. Dagegen finden denn auch die Regenten Schuz und Hülfe bey den Gesetzen und Gerichten des Reichs. Und so wird Ruhe und Frieden erhalten und Recht und Gerechtigkeit gehandhabt im Lande.

Philipp. Das ist wohl gut. Aber die Obrigkeit erhält doch zehenmal Recht, bis der Bürger einmal.

Pfarrer. Und gewiß größtentheils mit gutem Fug. Auch seht ihr selbst ein, daß man, das Ansehen der Obrigkeit zu erhalten, sie, wenn sie irrte, lieber belehren, als bestrafen muß —

Philipp. Das ist freilich auch wahr.

Pfarrer.

Pfarrer. Aber auch gegen die Obrigkeiten sind die Gesetze gewiß nicht zu gelinde. Mit deutscher Kraft und Wahrheit gebieten sie den **Vätern des Vaterlandes, den Obrigkeiten und Herrschaften:** gerecht zu richten, milde zu strafen, weise und heilsame Gesetze zu geben, die Bürger nicht zu belasten mit übermäßigen Abgaben, zu sorgen für sie mit Vatertreue, und sie nicht zu drücken mit willkührlicher Gewalt. Aber sie gebieten auch mit strengem Ernste **den Unterthanen:** treu und gehorsam zu seyn ihrer Obrigkeit, die Gesetze zu befolgen, die Abgaben redlich zu entrichten, die schuldigen Dienste zu leisten, den Rechtssprüchen zu gehorchen, nicht Unruhen zu stiften und zu hegen, die Obrigkeit nicht zu belästigen mit grundlosen Klagen, sich nicht verführen zu lassen zu Aufruhr und Zwietracht.

Philipp. Aber wenn dann dem Bürger doch Gewalt und Unrecht geschieht?

Pfarrer. So findet er bey den erhabenen Gerichten des Reichs Hülfe gegen jede Unterdrückung, gegen gesezwidrige Rechtssprüche, gegen Verweigerung oder Verzögerung der Gerechtigkeit, gegen ungerechte Gesetze, gegen Eingriffe in seine Freyheiten, gegen willkührliche Auflagen, gegen jeden Mißbrauch der Regenten-Vorrechte. Aber bey eben diesen Gerichten, und nach deren Erkenntniß bey allen Reichsmitständen findet auch die Obrigkeit deutscher Bürger Hülfe gegen den Ungehorsam derselben, Strafe gegen die Aufrührischen,

 und

und Beystand, um sie wieder in die Schranken des Gehorsams zurükzubringen.

Philipp. Wenn ich aber zum Exempel mit einem Urtheil von meiner Obrigkeit nicht zufrieden bin, so kann ich ja doch nicht an die Reichsgerichte gehen?

Pfarrer. Das macht, weil wir in unserem Land selbst Obergerichte haben. Da braucht doch der Unterthan nicht außer Lands zu gehen, um bessere Gerechtigkeit zu suchen, wenn er mit einem Urtheil nicht zufrieden ist. Darum haben denn auch die Reichsgesetze bey solchen Ländern öfters eine Ausnahme gemacht. In kleinern Ländern aber könnten die Unterthanen die Kosten zu Aufrichtung und Erhaltung solcher Obergerichten nicht erschwingen. Da ist es denn ein großer Vortheil für sie, daß sie sich auf die höchsten Reichsgerichte berufen können.

Wendel. Ja! das kann man nicht läugnen. Das ist eine gute Einrichtung. 's ist doch für vieles gesorgt, wovon auch unser einer den Genuß hat, ohne daß er dran denkt, oder drauf merkt —

Pfarrer. Ihr sehet also nun, meine Freunde, die großen Wohlthaten ein, welche unser Vaterland durch seine Verfassung jedem Bürger gewährt. Und selbst in den großen Reichen, die mit Deutschland verbunden sind, und wohin die Gewalt der Gerichte des Reichs nicht reichet, haben die Gesetze wohlthätig für den Unterthanen gesorgt. Da erkennen seine vater-

ländi-

ländischen Gerichte zwischen ihm und seinem Regenten. Dieser selbst will nur Gerechtigkeit, und gehorchet freywillig den Urtheilen, die gegen ihn ergehen. Denn er erkennt, daß nur dies ihn seines erhabenen Vorrechts und des Zutrauens seiner Unterthanen würdig macht. — Da also die deutsche Verfassung nur dahin zielt, Gerechtigkeit zu handhaben, Ruhe und Frieden und Wohlstand zu erhalten; da eine beständige Versammlung der Väter des Vaterlandes, der Reichstag, für das Glük und die Zufriedenheit und Sicherheit der Reichsbürger wacht, sagt mir, wäre es nicht ungerecht, wenn deutsche Bürger die Ruhe des Vaterlandes, ihre eigene Ruhe durch einen Aufstand stören wollten?

Wendel. Freilich wär's ungerecht; wie ich's schon lang gesagt habe, ohne alles so einzusehen, wie jezt.

Peter. Glaub's auch, daß es nicht recht wäre. Auf die Weise kann ja in Ruh' und Frieden manchem geholfen werden.

Philipp. Ja wohl! Man sieht ja klar, daß es im Grund mit allen gut gemeynt ist.

Georg. 's ist freilich schön, so wie's der Herr Pfarrer sagt. Aber 's geht eben nicht immer so. Und wenn man eben in Gutem nicht auslangen kann —

Pfarrer. So muß man Gewalt brauchen, meynt ihr, Nachbar Georg? — Und seht! das sagt' ich zuvor, wäre unklug. Wenn manchmal auch nicht alles ist, wie man glaubt, daß

es seyn soll, und wenn man sich dann beschwert, und es geht nicht gleich, wie man sich's in den Kopf gesezt hat; so ist's klüger, Geduld zu haben, als augenbliklich mit dem Kopf wider die Wand rennen zu wollen. Ist's heut nicht gut, so kann's ja morgen besser werden.

Wendel. Ja! ja! Zeit bringt Rosen.

Pfarrer. Und dann denkt auch, daß die Zeit einen oft lehrt, was man in der ersten Hitze nicht so recht einsieht. Mancher glaubt, es sey ihm Gewalt und Unrecht geschehen, weil jeder Mensch von Natur eben Recht haben will —

Philipp. Aber oft hat man eben auch Recht, und doch —

Pfarrer. Ich versteh's schon, lieber Philipp. Er zielt auf seinen Prozeß. Weil er den verloren hat, und noch obend'rein gestraft worden ist, so meynt er die Obrigkeit habe groß Unrecht an ihm gethan, und es wäre darum besser, wenn die Sachen anderst eingerichtet würden —

Philipp. Und jeder dörfte sich seine Obrigkeit selbst wählen —

Pfarrer. Wär's aber nicht möglich, daß er auch bey einer selbstgewählten Obrigkeit seinen Prozeß verloren hätte?

Philipp. Ich glaub's nicht.

Pfarrer. Aber möglich wär's doch?

Philipp. 's ist freilich heutzutag nichts unmöglich.

Pfar-

Pfarrer. Nun seht! wenn zwey miteinander Prozeß führen, so müssen sie sich entweder vergleichen, oder einer muß verlieren, und der andere gewinnen — nicht wahr?

Philipp. Das ist natürlich.

Pfarrer. Wenn nun einer einen Prozeß anfängt, so glaubt er, daß er Recht habe, nicht wahr?

Wendel. Freilich! sonst ließ er's wohl bleiben —

Pfarrer. Und wenn er ihn verliert — so —

Wendel. So glaubt unter zehen kaum einer, daß er Unrecht gehabt hat —

Pfarrer. Und wann denn einer ein wenig hitzig ist, so wird er bös über die Obrigkeit, und schimpft über sie, und wenn's auf ihn ankäme, so müßte sie gleich abgeschaft werden — und so müßte man vielleicht allemal eine andere Obrigkeit machen, so oft einer einen Prozeß verliert.

Wendel. Ja! das wäre eine schöne Haushaltung. Da wüßt' am End niemand mehr, wer Koch oder Keller ist.

Pfarrer. Ganz natürlich! Und so geht's denn auch, wenn die Obrigkeit Abgaben fordert. Jedem ist's zu viel, was er von dem Seinigen hergeben soll. Hört er nun vollends, daß es an-

anderswo anderst gemacht wird, wenn gleich dort einer überhaupt weit mehr geben muß, als er vielleicht auf sechserley Art, z. Ex. an Steuern, Zoll, Accis rc. so ist er unzufrieden und murrt. Erfordern es aber vielleicht die Umstände, daß er ein wenig mehr geben soll, als zuvor; so ist's gar aus. Jeder will da, daß es beym alten bleibe, und jeder trachtet doch nach neuen Dingen, wenn er glaubt, es sey sein Profit dabey.

Peter. Ist aber denn das so unrecht?

Pfarrer. Ja! denn um seines Profits willen soll der Bürger keine Unruhen im Land wünschen oder gar veranlassen. Und dann — ist er immer seines Profits so gewiß? Kann er die Umstände alle übersehen? Weißt er, was es ihn kosten wird, um seinen — vielleicht eingebildeten Profit zu erlangen? Ich habe euch deutlich gezeigt, welche große Ausgaben ein Regent hat, und zwar allermeistens zum Besten der Unterthanen. Diese müssen also auch dazu beytragen. Und ist es dann recht, wenn sie, die das Ganze nicht einsehen können, ihre Beyträge verweigern wollen oder darüber murren?

Wendel. Es ist wohl nicht recht. Aber oftmals geht's eben auch gar hart heraus.

Pfarrer. Darum hat die Obrigkeit auch Nachsicht, und nimmt die Zeiten in Acht —

Peter.

Peter. Das ist gewiß; das können wir ihr nicht genug verdanken. Und man sagt auch, daß es denen, die nach der neuen Einrichtung so begierig waren, nicht so gut geht. Sie müssen alles auf Zeit und Stunde ohne Barmherzigkeit bezahlen —

Pfarrer. Ja! freilich haben manche unserer Mitbürger schon durch traurige Erfahrungen gelernt, daß nicht alles Gold ist, was glänzt; und daß die prächtigen Worte von Freyheit und Gleichheit, bey ihnen wenigstens, nicht zur That geworden sind — darum ists gut, man prüft und vergleicht erst, ehe man wählt.

Peter. Manches Ding sieht freilich in der Nähe ganz anders aus als von der Ferne —

Pfarrer. Ganz gewiß. Und eben deswegen ist Zufriedenheit mit dem, was man hat, der beste Rath. Man muß nicht gleich oben hinaus wollen, und das Kind mit dem Bad ausschütten. Es findet zum Exempel die Obrigkeit oft nöthig, etwas zu verbieten, oder zu gebieten, was der Unterthan nicht für recht hält, weil er den Grund nicht einsieht oder nicht versteht, und daher glaubt, seine Freyheiten seyen angegriffen, seine Rechte, die oft nur in seiner Einbildung bestehen, seyen gekränkt; ist's klug und gerecht, wenn der Unterthan da gleich aufbraußt, und einen Aufstand machen will?

Peter. Freilich nicht! Aber manchmal kann der Unterthan doch Recht haben?

Pfarrer. Was schreibt in diesem Falle die Religion vor? Erinnert ihr euch, was der heil. Petrus sagt, im 2 Cap. seiner ersten Epistel, im 18 Vers?

Wendel. Ja wohl! Seyd unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen.

Pfarrer. Geduld und Gehorsam empfiehlt also das Christenthum, auch wenn uns Unrecht geschieht. Und das ist wahre Weisheit. Denn ist's nicht besser, Unrecht zu dulden, als Aufruhr und Zwietracht zu stiften? Aber das Christenthum verbietet nicht, in der Ordnung Recht zu suchen. Der Bürger darf das thun. Aber wie oft fehlt er in der Art? Wie oft läßt er zu groben, beleidigenden, drohenden Vorstellungen, zu unzeitigen, unüberlegten und aufrührischen Reden durch seinen Eifer, und bisweilen zugleich auch durch böse Rathgeber sich verleiten?

Wendel. Das ist freilich wahr. Aber 's ist auch nicht immer so bös gemeynt. Der gemeine Mann versteht's eben nicht.

Pfarrer. Darum muß er rechtschaffene Rathgeber suchen, nicht Leute, die ihren Nutzen dabey finden, wenn Herr und Unterthanen im

Streit

Streit miteinander leben; sondern solche, die's redlich meynen, und Ruh und Frieden lieben. An ihren Reden könnt' ihr sie erkennen! Rechtschaffene Männer hezen nicht auf, selbst wenn sie sehen, daß der Unterthan das Recht in Händen hat. Sie ermahnen vielmehr zur Nachgiebigkeit, da ja überall und immer mehr und mehr die Obrigkeiten geneigt sind, die Bürger gütig anzuhören, und ihre Bescheidenheit mit Milde und Güte zu vergelten. Wenn's aber nicht anderst ist, so rathen sie — nicht zu Gewalt und Aufruhr, sondern lieber zum Weg Rechtens, der in Deutschland ja keinem Unterthanen versperrt ist, und wo jeder selbst gegen seine Obrigkeit, aber auch die Obrigkeit gegen widerspenstige und aufrührische Unterthanen sichere Hülfe findet. Und auch darum ists, wie ich sagte, ungerecht, und gar sehr unklug, wenn deutsche Bürger einen Aufstand wagen wollen, der überdies immer unglüklich für sie ausfallen muß.

Peter. Wie ist das zu verstehen, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Da Deutschland in mehrere Länder vertheilt ist, deren Einwohner, wie ihr es heute selbst schon mit mir bemerkt habt, meistens mit einander nicht einig, sondern oft neidisch und gehäßig gegen einander sind — so — sagt mir einmal — glaubt ihr, daß alle gemeine Sache miteinander machen würden?

Peter. Gewiß nicht! Und dann ist ja auch ein Land vor dem andern besser daran —

Pfarrer. Also noch ein Grund weiter! Nun ist der Kaiser da, und die Reichsgerichte, und die verschiedenen Regenten und Obrigkeiten in den einzelnen Ländern sind da — einer ist dem andern zur Hülfe verbunden — die Gerichte fordern alle dazu auf — seine eigene Sicherheit nöthiget jeden dazu. — Eine große und gerechte Gewalt sezt sich daher den Aufrührern entgegen. Sie müssen unterliegen — und sie, die nach einem eingebildeten Glük gejagt haben, verlieren einen großen Theil dessen, was sie zuvor ruhig besessen haben.

Peter. Gewiß und wahrhaftig, Herr Pfarrer, da haben sie recht! Da könnte man übel weg kommen. D'rum ists gut, wenn man auch Belehrung sucht. Vorbedacht und nach gethan! ist ein wahres Wort. Hätt' mich wahrlich fast auch verleiten lassen, zu wünschen, daß es bey uns ein wenig drunter und d'rüber gehen möchte —

Philipp. Kann's auch nicht läugnen! 's war mir auch halb und halb so. Nun ist mir's, als wären mir Schuppen von den Augen gefallen. Heut' geh' ich noch zum Herrn Oberamtmann und bitt' ihn um Verzeihung —

Georg. Und ich mag auch nichts mehr von den neuen Dingen wissen — behalt' ein jeder, was er hat — und leb' in Ruh' und

Frie=

Frieden — und bet' und arbeit' — das ist's beste! Und so wollen wir's machen —

Wilhelm. Und unserer lieben Obrigkeit getreu und hold seyn — Sie wird's uns ja auch leichter machen, wenn's möglich ist. Und ist's nicht, so können wir's ja noch wohl erschwingen —

Wendel. Ja wohl! und sie braucht ja das meiste auch zu unserem Besten, wie wir's nun wohl einsehen —

Pfarrer. Gottlob! meine Freunde, daß ich euch so gestimmt sehe. Das macht eurem Verstand und eurem Herzen Ehre! Treue gegen seine Regenten, hat Deutschlands Bürger von jeher ausgezeichnet. Auch, ich hoff' es getrosten Muths, werden sie sich diesen Ruhm nicht rauben lassen, sich nicht durch fremde Lockungen verleiten lassen, den deutschen Namen durch Empörung zu schänden! Unsere Fürsten und Obrigkeiten sind ja alle geneigt, mit Gerechtigkeit und Milde zu regieren; und wen vielleicht menschliche Schwachheit irre geführt hat, der wird gewiß trachten, das versäumte herein zu bringen, und in allen Stücken sich als Vater seiner Unterthanen zu zeigen. Schändlich ist's, den Obrigkeiten ihren schweren Beruf noch mehr zu erschweren — Denn das seht ihr ja wohl ein, daß Land und Leute regieren, keine kleine Last ist?

Wendel. Wer sollt's nicht einsehen?

Pfarrer. Viele, viele, die so gerne über ihre Obrigkeit murren und klagen, sehen's gewiß nicht ein, oder wollen's eben nicht bedenken, wie schwer es ist, zu regieren, wie ohnmöglich es den Fürsten und ihren Räthen ist, jeden Irrthum zu vermeiden, weil sie nicht mit übermenschlicher Weisheit begabt sind, weil sie nicht alle Würkungen und Folgen eines Unternehmens, das sie für nüzlich halten, vorher sehen können. Da denken nun so viele nicht daran, wie leicht es unter diesen Umständen ist, aus Irrthum und ohne bösen Willen bisweilen etwas schädliches oder ungerechtes zu thun, was aber jede rechtschaffene Obrigkeit, sobald sie es einsieht, wieder abzuändern sich beeifert. Dächten nur alle, die so gerne tadeln, was die Obrigkeit thut, an ihre eigenen — viel weniger schweren Handlungen — und ob sie das nehmliche strenge Gericht auszuhalten vermögen, welches sie sich gerne gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit anmaßen —

Wendel. Ja! das ist wohl wahr! Fangen wir ja manches auch verkehrt an, wo's bey weitem keine solche Kunst ist, den rechten Flek zu treffen. D'rum wollen wir eben auch zufrieden seyn, wenn's uns nicht gerade immer nach unserem Kopf geht.

Peter. Und darum glaub' ich jezt auch, daß der Herr Wendel recht gehabt hat, wie er lezthin sagt: 's ist besser, zu behalten, was man hat, als alles ans Ungewiße zu wagen —

Wendel. Und besonders in unserem lieben Vaterland, wo so gut für uns gesorgt ist —

Pfarrer. Gewiß, meine Freunde! welch ein Jammer wäre es, wenn Mitbürger gegen Mitbürger, Brüder gegen Brüder streiten müßten! Und angenommen, daß die Aufrührer siegten — und ihre eingebildete Freyheit erreichten, wie bald und wie schreklich würden sie aus ihrem Taumel wieder aufwachen — wenn nach allen Greueln des Kriegs, der ihnen vielleicht all' ihr Haab und Gut raubte, sie ihre verwüsteten Häuser, ihre verwilderten Felder, welche sie ohne Vieh, ohne Werkzeuge, und ohne Mittel, eines oder das andere anzuschaffen, nicht einmal wieder anbauen könnten, vor sich sehen, vielleicht noch den Verlust ihrer Eltern, ihrer Kinder, ihrer Freunde oder Verwandten, die das Schwerdt oder Feuer ihnen raubte, oder die der Greuel des Bürgerkrieges in ferne Lande trieb, beweinen müßten — wenn sie dann unter sich uneinig, ungewiß, an wen sie sich halten, wem sie künftig gehorchen wollen, in neue Unruhen sich stürzen — und endlich nur durch Uebermaas des Elends, oder durch eine wohlthätige Gewalt die — so leichtsinnig

sinnig verjagte Ruhe wieder erlangen. — Mein Herz zittert bey diesem Bilde —

Peter. Angst und bang wird's einem dabey!

Pfarrer. Darum, meine Freunde, ist euer Entschluß in jeder Rüksicht der beste. Laßt euch nicht wankend machen darinn. Betet, daß eure Mitbürger alle eures Sinnes werden und bleiben! Betet täglich zum Höchsten um Friede, um Eintracht und Ruhe.

Ach! Allerbarmer, hilf uns nun
Und höre unsre Klagen!
Laß uns im Frieden fürder ruhn,
Statt wohlverdienter Plagen.
Erbarm, o Herr! erbarme dich
Und rett' uns alle gnädiglich
Von Krieg und Kriegsbeschwerden.

Der Fürsten Herzen, Rath und Sinn
Hast du ja, Herr! in Händen,
Du kannst sie auch allein dahin,
Wo dir's beliebet, wenden.
Ach! neig' sie künftiglich dazu,
Daß sie doch halten Fried und Ruh,
Und allem Jammer steuern.

O Herr! wir fallen dir zu Fuß,
Du wollest Gnade geben,

Daß wir hinfort durch wahre Buß
Auch bessern unser Leben.
Daß wir nicht selbst an unserm Theil
Verhindern dieses große Heil,
In Fried und Ruh zu leben!

Wendel. Wohl dörfen wir täglich so beten. Besonders in unsern Tagen, wo's ja überall unruhig werden will. Aber Gottes Barmherzigkeit wird uns bewahren für Unfried und Unruhen. Die Leute werden doch ihr eigenes Bestes auch bedenken.

Peter. Ja! wenn man's ihnen eben auch überall so sagen thäte, wie's uns der Herr Pfarrer gesagt hat!

Georg. Das wär' gewiß gut. 's ist bey vielen sicherlich nur Unverstand.

Pfarrer. Andere werden auch treue Lehrer finden. Mich hat eure Wißbegierde sehr gefreut. Und wenn ihr über irgend etwas Zweifel habt, das ich euch erklären kann, so kommt getrost zu mir.

Wendel. Ja! wenn Sie's erlauben, Herr Pfarrer — so werden wir gewiß nicht ausbleiben. Haben Sie Dank indeß, daß Sie so gut waren, uns zu belehren.

Die Andern. Ja! wir bedanken uns.

Pfarrer. Und ich danke euch für eure Aufmerksamkeit! Nun, Freunde, lebt wohl! — Auf baldiges Wiedersehen!

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

8 H.

Pfarrer

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Pfarrer zu Friedstadt und seine Nachbarn Oder Gespräche über die gegenwärtigen Zeitläufte

S.l. 1793

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1738
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252454-6
VD18 12519596-001